Minna Popken

ist in ihrer Jugend schwere Wege geführt worden. Schon als Kind war sie ein suchender Mensch. Eine unglückliche Ehe trieb sie ins Medizinstudium, und in dieser Zeit —• es war in der Schweiz — erlebte sie ihre innere Lebenswende, ihre Ent­scheidung für Christus. Nun begannen neue Kämpfe, die bis zur Trennung von ihren Eltern führten, die den religiösen Weg ihrer Tochter nicht billigten. Ganz auf sich allein gestellt, fand sie dann wieder in der Schweiz ihre Lebensauf­gabe: erst im Rothaus am Aegerisee,

dann in 14jähriger Arbeit in der Kur­anstalt „Ländli“, wo sie als Hausmutter, Ärztin und Seelsorgerin zugleich ungezähl­ten Menschen nach außen und innen zum Segen geworden ist.

In zwei Bänden „Im Kampf um die Welt des Lichtes“ und „Unter dem siegenden Licht“ hat Minna Popken ihr reichbeweg­tes Leben selbst erzählt. Dieser kurze Lebensabriß bringt Auszüge daraus und kann gewiß dazu dienen, suchenden und ringenden Menschen den Weg in die Welt der ewigen Wirklichkeit zu zeigen. Minna Popken ist ein lebendiges Beispiel dafür, wie Gott gerade auch durch Leiden und mancherlei Irrwege zum Licht führen kann.

Band 55/56 der Sammlung
Zeugen des gegenwärtigen Gottes1

Minna Popken

Eine Ärztin unter Christus

Nach ihrer Selbstbiographie zusammengestellt

von

Hans Bruns

BRUNNEN-VERLAG, GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

[Was alles im Herzen eines Kindes und jungen Menschen vor sich gehen kann 5](#bookmark4)

[Mit zwanzig Jahren unglücklich verheiratet . . 9](#bookmark5)

[Ein Artikel und seine überraschende Wirkung . . 12](#bookmark6)

[Freude am Studium, Ehescheidung, Selbstmordge­danken 15](#bookmark7)

[Von Christus gerufen und zu Christus gefunden . 22](#bookmark8)

[Ein neues Leben beginnt 29](#bookmark9)

Das Zeugnis von Jesus wirkt Scheidung der Geister 36

[Betend auf Zimmersuche 40](#bookmark11)

Ein klares Nein Gottes und ein schmerzhaftes Nein der Eltern 44

[Viereinhalb Monate voller Einsamkeit .... 51](#bookmark14)

[Erlebnisse und Erkenntnisse im Rothaus .... 61](#bookmark15)

[Wunderbare Glaubensbestätigungen bei der Grün­dung und beim Bau des „Ländli“ 79](#bookmark16)

[Vierzehn Jahre treue Arbeit als Leib- und Seel­sorgerin 86](#bookmark17)

[Stiller Lebensabend und Heimgang 89](#bookmark18)

Copyright 1953 by Brunnen-Verlag GmbH., Gießen
Druck: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg (Lahn)

Vorwort

Es gibt nur wenige Lebensbeschreibungen der letzten Jahre, die mich so beeindruckt haben wie die Selbst­biographie von Minna Popken, die unter dem Titel „Im Kampf um die Welt des Lichtes“ im Furche-Ver­lag in Hamburg erschienen ist. Die erste Auflage kam kurz vor dem Kriege heraus. Inzwischen liegt schon die sechste Auflage dieser Lebenserinnerungen und Be­kenntnisse einer Ärztin vor. Diese sechste Auflage des Buches wurde von Minna Popkens Freundin und Mit­arbeiterin, Frau Professor Ilse Peters, herausgegeben, die, wie früher schon Frau Popken, dem Arbeitskreise des Furche-Verlages nahesteht. (260 Seiten mit 3 Bild­tafeln, in Leinen 9,80 DM.) Wir danken dem Furche- Verlag, daß er neben den vielen anderen wertvollen Veröffentlichungen, die bei ihm herausgekommen sind, auch dieses Werk von Minna Popken in seine ver­legerische Obhut genommen hat. Es gibt nur wenige Bücher, die ich bei meiner großen beruflichen Be­anspruchung mehrere Male gelesen habe. Bei diesem Buche Minna Popkens ist das geschehen. Und ich denke an jede Stunde der Beschäftigung mit Minna Popkens Selbstbiographie mit großem Dank zurück.

Das hier vorliegende Bändchen ist keine eigene Darstel­lung, sondern lediglich eine knappe Zusammenstellung nach der genannten Selbstbiographie; sie ist größten­teils wortgetreuer Auszug aus dem Hauptwerk Minna Popkens selbst. Deshalb sei mit Nachdruck auf dieses Hauptwerk im Furche-Verlag hingewiesen, das natür­lich noch ganz anders den Eindruck von dem beson­deren Werdegang und der großen Reifung im Leben Minna Popkens wiedergeben kann, als es bei dem hier vorliegenden Auszug möglich ist.

Es gibt nun leider Menschen, die aus mancherlei Gründen keinen Zugang mehr zu größeren Büchern finden. Es mag am Geld fehlen. Es mangelt an Zeit. Man rafft sich zumal heute in der unruhigen Zeit leider weithin nicht mehr dazu auf, ein größeres Buch in die Hand zu nehmen, und sei es noch so bedeutend. Das hat mich veranlaßt, diesen Auszug herzustellen, damit we­nigstens auf diese Weise Menschen aufmerksam ge­macht werden möchten auf diese „Ärztin unter Christus“,ja, daß sie angeregt werden möchten, das größere Buch aus dem Furche-Verlag zu kaufen und durchzuarbeiten, auf jeden-Fall aber, daß sie, durch die Führungen Gottes im Leben Minna Popkens angeregt, prüfen möchten, wie es in ihrem eigenen Leben mit diesen Führungen steht, und daß die besonderen Erkenntnisse dieser be­deutenden Frau noch mehr Allgemeingut weitester Kreise werden möchten.

Mein kleiner bescheidener Auftrag war nur, mehr zusammenfassend einige wichtige Daten im Leben Minna Popkens zu erzählen und, was mir noch mehr am Her­zen lag, das Wichtigste mit ihren eigenen Worten wiederzugeben, damit man auch ihren Stil und ihre ganze Schreibweise auf diesem Wege kennenlernen könnte.

In diesem Zusammenhang sei noch auf den zweiten Band der großen Lebensbeschreibung hingewiesen, der ebenfalls im Furche-Verlag, Hamburg, erschienen ist, hier aber nicht weiter verwandt wurde: Er ist unter dem feinen Titel „Unter dem siegenden Licht“ heraus­gekommen und kann ebenfalls nur dringend zur Lek­türe empfohlen werden. In diesem zweiten Band des Hauptwerkes werden besonders die biblischen und ärztlichen Erfahrungen und Erkenntnisse weitergege­ben. Man kann unendlich viel gerade auch aus diesem zweiten Band lernen.

Mein Wunsch war und ist, daß nicht nur viele meiner Leser zu den beiden größeren Büchern greifen möchten, sondern daß wir selbst Menschen werden, die sich von Gott füllen und ausrüsten lassen, um so wie Minna Popken ein Segen für andere zu werden.

Gott schafft nie Kopien, sondern immer nur Ori­ginale. Menschen ohne Fehler gibt es nicht. Alle haben ihre Gaben, Grenzen, Gefahren. Gerade darum aber müssen wir neben der Bibel selbst Biographien lesen, um unsere Gaben, Grenzen und Gefahren zu erkennen, damit der Herr dann das auch aus uns machen kann, was er gern möchte und nach seinem Plan will.

Dazu sollen ja auch die kleinen Bändchen im Brunnen- Verlag helfen. Dazu mag auch dieser kleine Auszug dienen.

Hans Bruns

Was doch alles im Herzen eines Kindes und jungen Menschen vor sich gehen kann

Kinder erfassen und erleben oft mehr, als wir ahnen. Eltern machen sich vielfach gar nicht klar, was alles in den Herzen ihrer Kinder vor sich geht.

Bremer Kind war die kleine Minna. Ihr Vater war ein tüchtiger Geschäftsmann. Der „Meister Engelbrecht“ war stadtbekannt als Fischer und Kunstglaser. Die El­tern waren den Jahren nach weit auseinander, die Mutter war neunzehn Jahre jünger als der Vater, sie half ihrem Mann tatkräftig im großen Geschäft. Am 29. August 1866 wurde Minna als älteste der fünf Ge­schwister geboren, auch sie mußte schon früh, mit etwa fünfzehn Jahren, viel im Haushalt und im Laden mit anpacken. Die Kinder wurden streng erzogen, wohl gab es auch Tage der Ausgelassenheit und Geselligkeit, aber leider mußte Minna schon früh merken, daß die Ehe der Eltern nicht glücklich war. Sie hat sich in ihrem eigenen Elternhaus nie recht wohl gefühlt. Es war zu viel Unruhe daheim, und es lag über allem ein fast drückender Ernst. Zumal zu ihrer Mutter hat Minna nie ein rechtes Verhältnis finden können, sie wuchs ohne jede Liebe auf und hat die Zärtlichkeit der Mutter sehr entbehrt.

Wenn doch die Eltern, zumal die Mutter, geahnt hät­ten, was eigentlich das Herz der Ältesten bewegte: sie hat es noch im hohen Alter in klarer Erinnerung, daß schon etwa im fünften Lebensjahr ein inniges Ge­betsleben in ihr wach war und dann still gepflegt wurde. Sie hat es selbst so schlicht und ergreifend ge­schildert, daß man nur mitdanken kann (sich zugleich aber fragt, wie es wohl bei den eigenen Kindern und vielen andern sein mag!): „Mein Beten bestand nicht im Nachsprechen von vorgesagten Verslein. Dazu war ich weder durch Bitten noch durch Schelten meiner Umgebung zu bringen, so daß meine Mutter mir später einmal sagte: ,Das ist doch sonderbar, daß gerade du fromm geworden bist; du wolltest als Kind ja nie be­ten.‘ Die Mutter ahnte nicht, welch wundersame Gabe ich an Stelle der auswendig gelernten Gebetlein emp­fangen hatte.

Mein Gebet war ein freies Reden aus meinem Her­zen mit dem .lieben Gott\*. Das bedeutete mir ein Aus­sprechen mit jemand Gutem und Großem, den man nicht sah, der aber doch da war. Der Ort, an dem ich meinen .lieben Gott' gegenwärtig glaubte, war mein Bett, und ich hatte die Ansicht, daß auch andere Kin­der und die großen Leute in ihrem Bett mit ihm rede­ten. Da aber niemand mit mir davon sprach, lebte ich in dem Glauben, dieses Aussprechen mit Gott sei et­was Verborgenes, das man nur im Bett tun und wo­rüber man nicht sprechen dürfe. Wenn ich mich abends vergewissert hatte, daß meine jüngeren Geschwister schliefen (sie waren, so meinte ich, ja noch zu klein, um so zu beten), dann kniete ich in meinem Bett nieder und zog die Bettdecke über den Kopf, den ich auf die gefalteten Hände legte, so daß ich ganz im Verborgenen war. Hier glaubte ich den lieben Gott gegenwärtig, dem ich nun alles sagen wollte. Wie ich zu der knie­enden Stellung kam, weiß ich nicht, hatte ich doch nie jemanden nieder knien sehen zum Gebet. Und dann begann ich ganz leise und doch hörbar zu reden mit dem großen Gott von all den kleinen Dingen meines kleinen Lebens. Ich weinte meine Leiden vor ihm aus, sagte ihm von meinen Freuden und brachte ihm alle Neuigkeiten des vergangenen Tages. Wenn mir jemand wehgetan hatte, klagte ich ihn vor Gott an und meinte dann, Gott würde ihn nun strafen. Auch meine kleinen Wünsche brachte ich vor ihn in der Gewißheit, daß der liebe Gott sie mir erfüllen werde.

Dieses Mitteilungsbedürfnis wurde mir etwas so Na­türliches und Unentbehrliches, daß, wenn mir tagsüber etwas Schmerzliches widerfuhr, wenn ich gescholten oder geschlagen wurde, wenn ich Kopfschmerzen oder Leibweh hatte oder auch, wenn mir etwas Gutes be­gegnete oder etwas Schönes mich erfreute, ich allemal dachte: Wenn es nur erst Abend wäre, dann sage ich’s dem lieben Gott. In diesem Reden mit Gott war die Aktivität nur auf meiner Seite. Aber indem ich mein Herz vor ihm ausschüttete, wußte ich, daß Gott mich sieht und hört, und das genügte mir. Das Ergebnis die­ser Aussprachen war allemal innere Beruhigung und Zufriedenheit — und so schlief ich dann selig ein. Ich erinnere mich deutlich, daß, wenn ich mich nach sol­chem Beten zum Schlafen niederlegte, manchmal ein ganz heller Schein in meiner Nähe war, wie von einem überirdischen Licht.“ — Welch einen Blick tun wir hier in das Herz eines kleinen Kindes! Ohne Frage sind hier Engel dem Kinde nahe gewesen und haben es ge­leitet und erquickt. —

Überraschenderweise hat die Schule dieses zarte Pflänz­chen echten Gotterlebens zunächst fast völlig zerstört. — Wieder können wir nur aufmerken; sicherlich wäre die Lehrerin höchst erstaunt gewesen, wenn sie auch nur von fern geahnt hätte, was sie mit ihrem gutge­meinten Gebet in der Seele der kleinen Schülerin zer­schlug. So erzählt Minna Popken von ihrem ersten Schultag: „Etwa dreißig kleine Mädchen sind wir ge­wesen, die als neue Ankömmlinge in der Höheren Töchterschule halb neugierig, halb verlegen auf den Bänken saßen und diese neue Welt, von der man uns schon Wodien vorher erzählt hatte, vorsichtig betrach­teten. Die Lehrerin redete freundlich zu uns — und dann sagte sie: ,Nun wollen wir beten.' In diesem Augenblick erfaßte mich eine große Angst über das, was die Lehrerin tat. Es war mir, als müßte ich laut rufen: ,Tu das nicht, das darf man nicht'; aber die Angst saß mir in der Kehle — und die Lehrerin betete. An diesem ersten Schultage war mein ganzes Denken ausgefüllt mit den Fragen: Darf man das tun? Ist der liebe Gott nicht in meinem Bett? Wo ist er denn? Ist er auch in der Schule? Ich war plötzlich aus meiner Verbindung mit Gott herausgerissen und wußte nicht, wo ich ihn wiederfinden konnte. Eine große Verlassen­heit kam über mich und etwas wie Enttäuschung; ich verstand so gar nichts von dem, was vorging. Jeden Morgen wiederholten sich die Gebete der Lehrerin, die ganz anders mit Gott redete als ich, sie sagte etwas wie einen Vers zu ihm. Und ach, in der Verborgenheit meines Bettes entschwand mir der liebe Gott immer mehr. Wohl suchte ich noch nach dem gewohnten Aus­tausch des Abends; aber ich kniete dabei nicht mehr in meinem Bett. Etwas Liebes, Hingebendes war mir aus dem Herzen weggenommen. Auch am Tage wurde das Verlangen nach Gott immer schwächer, bis es ganz verging, und damit hatte auch mein Beten zu Gott aufgehört. Das Glück eines Kinderherzens war zerstört.“

Diese Not wurde für kurze Zeit wieder aufgehoben durch eine schwere Krankheit. Im zwölften Lebensjahr mußte das junge Mädchen mehrere Monate lang still liegen. Wieder haben die Eltern und auch Lehrer nicht von fern erfaßt, was die kleine Schülerin auf ihrem Krankenbett an tiefer, stiller Freude durchlebte; sie empfand das Alleinsein als unbeschreibliche Wohltat. Auch gewisse Bindungen zumal an eine Lehrerin, die sie sehr geliebt hatte, fielen in diesen Monaten wieder ab.

Besonders ergreifend ist es dann, daß gerade der Konfirmandenunterricht und vor allem die darauf fol­gende Konfirmation alles zerstörten, was an innerem Erleben bereits dagewesen war und wachgehalten wurde: Wohl war der Pfarrer ein „berühmter Kanzel­redner“, wohl hatte auch gerade die Mutter eine starke Zuneigung zu diesem Mann und ging häufig in seine Predigten, aber wieder haben weder der vollbeschäf­tigte Vater noch die religiös interessierte Mutter noch vor allem der Pfarrer selbst gemerkt, was in dem jun­gen Mädchen wirklich vor sich ging: Minna Popken kann im Alter nur schreiben: „Wenn ich unseren Pa­stor beten hörte, in mir so fremden, hohen Worten, die mich im Herzen gar nicht berührten, dann fühlte ich mich vom Beten abgestoßen. Und doch sehnte ich mich nach Gott, machte auch nachts im Bett noch einige Versuche, das Vaterunser zu beten; sie mißlangen aber und hörten bald ganz auf. Die nun folgende Konfirma­tion, zu der mich nur die Überredungskunst des Pastors bringen konnte, kam mir sinnlos und fast meineidig vor. Danach schloß sich mein Herz nach Gott hin zu.“

Ist dies Bekenntnis eines jungen Mädchens nicht ge­rade in seiner Kürze erschütternd? Der Pfarrer hat es doch sicher gut gemeint und wollte doch dem jungen Mädchen die Botschaft der Bibel nahebringen; die Kirche hat die Konfirmation eingeführt, um die Jugend gerade in diesem Alter zur Entscheidung für Jesus auf­zurufen und anzuleiten, und hier wird weithin durch das Ungeschick des Pfarrers und der Kirche selbst ein junger Mensch zum völligen Nein gegen Gott geführt.

Es ist darum gut verständlich, wenn sich in der Le­bensbeschreibung Minna Popkens ein kleiner Satz fin­det, bei dem viele Eltern aufhorchen sollten: „Ich führte von klein an ein Doppelleben, sann und redete oft still vor mich hin und verstand von dem, was um mich her vorging, nur wenig. Es war mir, als seien die Gestalten und Geschehnisse meiner Umwelt gar nicht wirklich. Sie blieben mir trotz meines lebhaften Dabei­seins innerlich fremd und fern.“

Was doch alles im Herzen eines Kindes und jungen Menschen vor sich gehen kann!

Mit zwanzig Jahren unglücklich verheiratet

Trotz der großen Enttäuschung durch den Unterricht der Kirche gab Minna Popken das Suchen nach Wahr­heit nicht auf, im Gegenteil, es wurde bald stärker und ernster denn je, ja sie faßte eines Tages als sechzehn­jähriges Mädchen den festen Entschluß, mit Gott zu leben. Überraschenderweise hat dazu gerade ein Vor­trag beigetragen, der etwas ganz anderes als Ziel hatte. Eines Tages waren Mutter und Tochter zu dem Vor­trag eines liberalen Pfarrers gegangen, der zum sog. Protestantenverein gehörte. Thema: „Das Suchen nach Wahrheit“. So erzählt M. Popken selbst: „Auf dem Höhepunkt jenes Vortrages zitierte der Redner das be­kannte Lessingsche Wort, das ich nach dem Gedächtnis so wiedergebe, wie es sich mir damals eingeprägt hat: ,Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit hielte und in seiner Linken das Streben nach Wahrheit, und er spräche zu mir: Wähle!, ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!' Dieser Anschauung Lessings schloß sich der Redner mit vollster Überzeu­gung an. Er zitierte auch ,Das verschleierte Bild zu Sais' von Schiller und suchte zu beweisen, daß es für einen Menschengeist unmöglich sei, die volle Wahrheit zu erlangen. Darauf entwickelte er mit rhetorischem Aufwand und in idealen Gedankengängen das Streben nach Wahrheit.“ Und was tat Minna Popken darauf­hin? Noch im hohen Alter weiß sie genau, was sie empfand. „Jetzt in meinen alten Tagen erinnere ich mich dieses Vortrages so gut, als hätte ich ihn erst kürzlich erlebt. Als ich nachher mit meiner Mutter nach Hause ging — es war ein kalter Novemberabend mit Regen- und Schneegeriesel —, da gelobte ich in mei­nem Herzen, nicht zu ruhen, bis ich die volle Wahrheit gefunden und erfaßt hätte, und wenn ich daran zu­grundegehen sollte.“

Und tatsächlich: von da ab ging sie alle Sonntage in irgendeine der vielen Kirchen Bremens, um der Wahr­heit zu begegnen und fand sie nicht, auch z. B.

ein Otto Funcke, der vielen zum Segen geworden ist, hat sie nicht packen und ihr helfen können. — Ein­mal kam sie bei diesen vielen Versuchen auch in eine katholische Kirche hinein, wurde aber durch das Ge­pränge und die vielen unverstandenen Zeremonien so stark abgestoßen, daß sie es nie wieder auf diesem Weg probiert hat.

Wieder kommt eine Überraschung in der Entwick­lung dieses jungen Menschenkindes: sie wird durch Jahre hindurch stark angezogen durch die Predigten eines bekannten jüdischen Pfarrers, Dr. Schwalb. Die­ser Mann war in jungen Jahren zum lebendigen Glau­ben an Jesus gekommen, aber dann durch das Studium der Theologie so in seinem Innenleben verwirrt wor­den, daß er zu einem der schärfsten Bibelkritiker wurde, die es damals gab. In seinen Predigten aber konnte er viele Menschen durch seine packende Art und seinen großen Emst mitreißen, ja, in seinem Her­zen klang vielfach etwas von der heißen Sehnsucht nach Wahrheit an, daß sich auch Minna Popken da­durch angezogen fühlte: vor allem, wenn er betete, meinte sie, den vertrauten Ton des früheren Betens zu hören. Darum hat sie durch Jahre hindurch mit tie­fer Dankbarkeit unter seiner Kanzel gesessen und hat ihm diese Dankbarkeit auch über sein Grab hinaus be­wahrt. Zum rechten Frieden mit Gott durch Jesus aber konnte er sie nicht führen. Sie blieb unruhig und voll Verlangen.

Da ist sie dann in eine Ehe „geflüchtet“, durch

die ihre Not noch größer wurde.

Das kam so: sie lernte auf Familienbällen, zu denen ihre Eltern sie mitnahmen, einen Weinhändler Hein­rich Popken kennen, der eine starke Zuneigung zu ihr empfand und schon sehr bald um ihre Hand anhielt. Er war dreizehn Jahre älter als sie, aber durchaus ein Mann, der ernster war als die meisten anderen in sei­nem Alter; dadurch waren sie überhaupt in gelegent­liche Gespräche gekommen. Als sie den entscheidenden Brief erhielt, in dem er sie vor die Entscheidung stellte, war ihre erste starke Empfindung: auf keinen Fall mit ihm in eine Ehe eintreten! Trotzdem konnte sie sich seinem starken Werben nicht entziehen, zumal sie sich aus der Unruhe des Elternhauses wegsehnte und hier ein Mann ihr entgegenkam, der sie wirklich liebte. Es kam eine Zeit großer innerer Kämpfe. Dann vor die letzte Entscheidung gestellt, schüttete sie ihm ihr gan­zes Herz aus und bekannte ihm alle ihre inneren Nöte. Daraufhin schloß er sie einfach in seine Arme, und die Verlobung fand statt. Am 11. September 1886 folgte die Hochzeit.

Was war aber geschehen? Äußerlich war alles schön: ein schönes Heim, ein treuer Mann, ein gutes Auskom­men — — aber die innere Not wich nicht, sondern wurde nur größer, vor allem empfand sie ihren Schritt als Verrat, da sie den Mann ohne Liebe geheiratet habe. Darüber wurde sie krank, bekam ein schweres

Nervenfieber und war dem Tode nahe. — Kaum gene­sen, wurde sie Mutter aber ein Jahr später starb

dieses erste Kind, ein zweiter Sohn starb gleich nach der Geburt, wieder ein Jahr später traf sie ein neues schweres Leiden, und sie mußte alle Hoffnung, jemals wieder Mutter zu werden, aufgeben. Da kam die Ver­zweiflung über sie, und vor allem trat infolge all die­ser Erlebnisse eine fast völlige Entfremdung von ihrem Manne ein. Er blieb äußerlich gut und ritterlich zu ihr; aber innerlich lebten sie sich auseinander.

25 Jahre erst war sie alt und völlig einsam, von

den Eltern nicht verstanden, die Kinder verloren, vom Mann innerlich getrennt!

Ein Artikel und seine überraschende Wirkung

Eins muß für die nächsten Jahre beachtet und fest­gehalten werden, es hätte wahrlich auch ganz anders sein können: wohl verstand der Mann seine Frau nicht, aber er trug sie in jeder Weise, er tat für sie, was er konnte, und suchte ihr das Leben zu erleichtern.

Glücklicherweise erholte sie sich von ihrem Nerven­leiden schneller, als man zunächst hatte hoffen können. Äußerlich hatte sie keine Sorgen und nicht viel Arbeit, da stürzte sie sich mit großem Eifer, aus dem heißen Verlangen, die Wahrheit zu finden, in die Bücher. Auch die Verbindung zu Pfarrer Dr. Schwalb wurde enger; obwohl er ihr im Entscheidenden nicht Seel­sorger wurde, hat er ihr doch manchen Rat gegeben und ihr in vielem geholfen. Sie las neben einem Pascal, dem großen Mathematiker und Christen, auch Strauß und Feuerbach, die bekannten Bibelkritiker und Phi­losophen. Vor allem war es in dieser ersten Zeit Ibsen, der sie beschäftigte, ja über den sie selbst Vorträge im engsten Freundeskreis zu halten anfing. —

Aber ihr Fragen nach Wahrheit blieb ohne Antwort. Audi die deutschen Dichter und Denker, Goethe, Kant,

Schopenhauer, mit denen sie sich viel beschäftigte, konnten ihr nicht weiterhelfen.

Sie schreibt aus dieser Zeit: „Einzig der ehrliche Pessimismus Schopenhauers zog mich an. Ja, so mußte sich die Welt dem Auge des nüchternen Beobachters darstellen, der es wagte, hinter Kulissen und Vorder­gründe zu schauen. Aber war das denn das Letzte, dies unsäglich Traurige, zur Verneinung des Lebens Füh­rende, das keinen Raum ließ zu freudiger Hingabe an ein Ewiges, Ansichseiendes, sondern endete in Resigna­tion und Nichtsein? Konnte ich darauf mein Leben auf bauen? Nein!

Wir pflegten wieder mehr geselligen Verkehr, be­suchten Konzerte und Theater und machten Reisen. Ich suchte und fand Anknüpfung an interessante Persön­lichkeiten und korrespondierte mit Schriftstellern, de­ren Bücher ich gelesen hatte. In dem allen suchte ich ruhelos und lebenshungrig nach Verständnis des Welt­ganzen, nach seinem Zweck und Ziel, nach dem Sinn des Daseins, nach dem Geheimnis des Lebens und des Todes.“

„Von der Wahrheit, die ich suchte, hatte ich mir eine große, alles umspannende Vorstellung gemacht. In Welt­weite und Liebestiefe müßte sie alles umfassen und durchdringen. Für jeden Menschen, ohne Ausnahme, müßte sie annehmbar und hilfreich sein. Arme und Reiche, Gelehrte und Analphabeten, Kranke und Ge­sunde, Junge und Alte, Gute und Böse, Aufrechte und Gefallene, Hungernde und Frierende, Verlassene und Sterbende — alle, alle müßten teilhaben an dieser Liebe, die ich halb unbewußt mit der Wahrheit in einem schaute. Gab es eine solche Liebe? Und wo war sie zu finden?“

Selbstverständlich blieb bei all diesem unruhigen Su­chen und Ringen die Auswirkung auf das leibliche Le­ben nicht aus. Wieder stellte sich eine schwere Nerven­erkrankung ein; oft war Minna Popken so müde, daß sie kaum noch denken konnte.

In dieser Zeit fiel ihr ein Artikel in die Hand von

einer bekannten Ärztin aus Dresden (Frau Dr. Fischer), der von Frauenberufen handelte und mit Wärme da­von schrieb, wie die Leere im Leben vieler Frauen durch einen echten Beruf überwunden werden könnte. — Dieser Artikel machte tiefen Eindruck auf Minna Popken, sie schrieb an diese Ärztin und schilderte ihre

ganze Not des Leibes und der Seele so offen hatte

sie noch nie mit einem anderen Menschen über ihren Kampf und ihre Sehnsucht gesprochen. Auch ihrem Mann gab sie diesen Antwortbrief zu lesen, er sagte nichts dazu; aber er verhinderte auch nicht, daß der Brief abging. —

Und schon sehr schnell kam die Antwort. Die Ärztin hatte über vierzig Briefe bekommen, war aber von keinem so bewegt wie von dem aus der Feder Minna

Popkens. Sie riet ihr, Medizin zu studieren. Die

erste Empfindung war für beide Eheleute: unmöglich, das geht nicht, dazu sei sie auch schon zu alt. Aber

 der Gedanke ließ sie nicht mehr los, es wurde ihr

klar: gerade dies sei der Weg, um endlich aus all dem Grübeln und Quälen herauszukommen, irgend etwas ganz Praktisches müsse sie anfangen, Freunde rieten ähnlich; da fuhr sie kurzerhand mit Erlaubnis ihres Mannes nach Dresden und fing dort unter Anleitung der Frau Dr. Fischer an, zu arbeiten, zu lernen, zu stu­dieren. So schreibt sie über diese kurze Zeit: „Ich nahm dort Privatstunden in Naturwissenschaften, Mathema­tik und Latein und machte bald die überraschende Er­fahrung, daß die intensive, systematische Geistesarbeit überaus günstig auf meinen Gemütszustand wirkte. Be­sonders der Umgang mit der lateinischen Sprache war es, der mein zerfahrenes Gehirn wieder in Ordnung brachte. Ich gewann Mut und Festigkeit, mein Leben ganz neu in die Hand zu nehmen, konnte mich auch wieder freuen an meiner Umgebung, am Verkehr mit Menschen und all dem Schönen, das sich mir dort bot. Es war eine an Arbeit und Erlebnissen überaus reiche Zeit.“

Zwischendurch fuhr sie mehrfach nach Hause und fand immer einen Mann, der mit diesem ihrem Weg

einverstanden war; da reifte der Entschluß in ihr, tat­sächlich mit dem Studium der Medizin zu beginnen. Sie ließ sich mit 32 Jahren Anfang November 1898 in Zü­rich als Studentin der Medizin einschreiben.

Freude am Studium, Ehescheidung, Selbstmordgedanken

Das sind drei sehr verschiedene Dinge, und doch ist mit ihnen der Inhalt der nächsten Jahre beschrieben. Es ging durch große Freude und weitere tiefe Nöte hin­durch, Minna Popken kam durch das alles an den Rand der letzten Verzweiflung.

Das erste war und blieb eine große neue Freude. Sie kann rückwirkend nur bekennen: „Ein ganz neues Leben erwachte in mir. Die große, freizügige, lebendige Stadt Zürich, die wunderbare Schönheit der sie um­gebenden Landschaft und nicht zum wenigsten die Be­geisterung, die mir die Alma Mater schon im ersten Se­mester meines Studiums erzeugte, dazu die ganz andere Art Leute, mit denen ich dort verkehrte — das alles übte einen starken Einfluß auf mich aus und gab mir ein Empfinden der Freiheit und der Freude, wie ich es in meinem bisherigen Leben noch nicht kennengelernt hatte. Eine neue, nie gekannte Jugendkraft erwachte in mir, und mein Geist streckte sich der Wissenschaft entgegen.“

„Wie fesselnd und interessant war es, den menschli­chen Organismus kennenzulemen bis in die Struktur seiner Gewebe hinein, im Mikroskop die verschieden­artigen Zellgebilde der inneren Organe zu betrachten, in die Wunderwelt des Auges, des Ohres, des Gehirns hineinzuschauen, dem Geheimnis der natürlichen Menschwerdung nachzuforschen! Und das alles im Zu­sammenhang seiner Funktionen, unter unwandelbaren Gesetzen des Lebens zu erkennen, das bedeutete für mich eine Kette spannendster Erlebnisse.“

Dabei ging ihr neu, aber klarer denn vorher die Welt der Schöpfung Gottes auf, und sie erlebte bei ihrem Studium geradezu die Wahrheit des 1. Artikels. Viele ihrer Kollegen waren reine Materialisten und meinten, die Welträtsel mit der Annahme eines „Ur­schleimes“ lösen zu können. Das war für Minna Pop- ken zu dumm und oberflächlich. — Eine Zeitlang kam sie, durch Bekannte und Freunde dahin geführt, in die Welt der Theosophie hinein, ja nahm auch einmal an einer spiritistischen Sitzung teil; aber sie wurde zumal durch letztere wie auch durch all das Wirre und Vage der Theosophie so abgestoßen, daß sie diese Kreise bald mied und sich völlig von ihnen zurückzog.

Viel bedeuteten ihr als Städterin die mannigfachen Wanderungen durch die Schweizer Berge. Es klingt eine tiefe Dankbarkeit durch ihre Schilderungen solcher Wochenendausflüge hindurch: „Oft sind wir am Sams­tagabend ein Stück mit der Bahn gefahren und dann die mondhelle Nacht hindurch gewandert, um eine Bergspitze zu erreichen, wo wir mit Spannung und Freude den Sonnenaufgang erwarteten. Überall auf den Gipfeln traf man Leute aller Stände, die sich an dem herrlichen Schauspiel erquicken wollten. — War das eine Pracht! Die unermeßliche blaue Weite, in die unzählige weiße, braune und rötliche Bergspitzen hinein­ragten, die nun purpurn, dann golden überstrahlt wur­den von der langsam emporsteigenden Sonne! Tief drunten stille, blanke Seeflächen, oft auch von dichtem, gelblichem Nebelmeer bedeckt, dazwischen sanft an­steigende Wälder, und zu unseren Füßen ein grünsamt- ner Teppich, mit der unbeschreiblich schönen Flora der Alpen besät. Konnte man in solcher Schönheit, in die­ser erhabenen Pracht noch kleinlich bleiben? — Ein kurzer Schlaf dort oben auf weichem Moos unter dem Schatten eines Baumes, ein einfaches Mahl aus dem Rucksack, und neugestärkt ging es abwärts, weit, lang, immerfort; dann noch ein wenig Bahnfahrt, und spät­abends kam ich so müde ins Bett, daß traumloser Schlaf mich umfing bis zum Morgen. Selbst im Win­ter machten wir ähnliche Ausflüge, wenn auch ohne Nachtwanderungen. Manchmal, wenn es unten im Tal zehn Grad und mehr unter Null war und dichter Nebel überm Zürichsee lag, trafen wir auf Bergeshöhen im Mittagsonnenschein fast sommerliche Wärme. — Ich habe immer etwas mitgenommen an seelischer Spann­kraft, wenn wir nach solchen Wanderungen zurückka­men an die Arbeit.“

Es ist darum gut begreiflich, daß sie auch in den Ferien vielfach mal nicht nach Bremen fuhr, sondern in ihre geliebten Berge. Der Aufenthalt auf einer ein­samen Alp ist ihr unvergeßlich geblieben und hat ihr Land und Leute nahegebracht, wie es nicht oft so er­lebt wird: „Durch einen Bekannten war mir einmal ein Aufenthalt auf einer einsamen Alp im Urner Land vermittelt worden, wohin sonst kaum ein Fremder kam. Meine Arbeiterfreunde trugen mir das Gepäck hinauf, und dann war ich allein dort in einem Alp­hause, in welchem tagsüber nur ein Huhn und eine Katze neben mir existierten. Dieses Huhn hatte dort ein jagender Geier allein noch übriggelassen. Es krähte wie ein Hahn, legte aber täglich ein Ei, das mir zu­gedacht wurde. Abends kamen die Bauerntöchter, die am Tage auf einer höhergelegenen Alp arbeiteten, herunter zum Schlafen. Mir war die .Nebenstube' ne­ben der großen Bauernstube angewiesen. In dieser Stube, in der mein Bett stand, befanden sich in einer Nische am Boden sämtliche Sonntagsstiefel der viel­köpfigen Familie, und über einer Holzstange hingen sämtliche Strümpfe, die auch nur an Sonntagen getra­gen wurden, sonst gingen alle barfuß. Ferner stand in dieser Stube ein ,Chleiderchaschte‘ (Kleiderschrank), in den ich ebenfalls ein ,Gewand' hängen durfte. In dem gleichen Schrank befand sich, wie ich später sah, die Sonntagshose des alten Bauern, und in dieser ein großes Portemonnaie mit vielen Goldstücken, die für Käse und Vieh eingenommen wurden. Vor meinen Augen legte der Bauer sein Geld dort hinein. Alles war unver­schlossen. Am ersten Sonntag, den ich dort auf der Alp zubrachte, kamen am Morgen ganz früh, ohne etwa anzuklopfen, die Bauernsöhne einer nach dem andern in meine Kammer, um sich dort am Fenster zu rasie­ren. So etwas war mir allerdings noch nie begegnet, ich lag ganz still und wartete, bis sie wieder hinaus­gingen. Keiner sagte ein Wort, und keiner sah mich an; es geschah das so natürlich und selbstverständlich, daß ich schließlich auch nicht mehr erschrocken war. — In seiner Natürlichkeit und Derbheit kam mir das Leben dort oben sauberer vor, als ich es oft in der Konven­tion der hochkultivierten Welt gefunden hatte. Auch viel Liebe und Herzenstakt habe ich unter der Land­bevölkerung beobachtet, und an der zähen Ausdauer und Geduld der Bauern konnte ich manches lernen. Ich hatte Freude am Echten und Natürlichen und kannte die Schweizer Bauern bald so gut, daß ich unter ihnen wie zu Hause war.“

Man erlebt es gleichsam mit, wie durch all dies für Minna Popken neue Welten erschlossen wurden und sie wieder anfangen durfte zu leben.

Darum traf sie um so überraschender und erschüt­ternder der Schlag, daß auf einem kurzen Ferienurlaub im April 1899 ihr Mann ihr plötzlich vorschlug, sich von ihr zu trennen. — Es war nichts Besonderes vorge­fallen, aber sie hatten sich durch die neue und lange Trennung doch noch mehr auseinandergelebt. Ein kur­zer Versuch, sich wiederzufinden, mißlang. Da meinte er, Ehescheidung wäre das einzig Richtige.

Nun kam ein schwerer Kampf für Minna Popken. Sie läßt uns in ihrer Lebensbeschreibung in dieses innere Ringen mit großer Freimütigkeit hineinschauen: „Eine Trennung der Ehe? Das bedeutete für mich ein Hinausgetriebenwerden aus einem sicheren Hafen ins offene Meer. Von meiner Heimat, von Verwandten und Freunden und vor allem von dem Manne fort, der mich geliebt und umsorgt hatte. Das schien mir fast untrag­bar. Aber er liebte mich ja nicht mehr und verlangte die Trennung; mußte ich ihn da nicht freigeben? Er war noch nicht fünfzig Jahre alt, und das Leben konnte ihm vielleicht noch ein Glück bringen, das er an mei­ner Seite entbehrt hatte. Durfte ich ihn unter diesen

Umständen noch weiter an mir festhalten? Es war eine große Not und ein Schmerz, den ich noch heute, nach vierzig Jahren, nachempfinde. Aber in jenen schweren Stunden zerriß das Band, das mich an meinen Mann gebunden hatte. Jetzt merkte ich, wie stark es gewesen war.“

Es folgte eine neue Überraschung, als ihr Mann sei­nen Entschluß zur Scheidung zurücknahm, sie sogar um Verzeihung bat und ihr vorschlug, doch weiter zu­sammenzubleiben. Da aber konnte sie nicht mehr zu­rück. Sie meinte es ihm nicht Zutrauen zu können, daß er eine längere Trennung durch ihr Studium ertragen würde; mit einer zweiten Lüge wollte sie die Ehe nicht noch einmal beginnen — da blieb sie bei ihrem Nein. Sie trennten sich in aller Herzlichkeit, ja als Freunde. Kurze Zeit später wurde die Ehe auch gerichtlich ge­schieden, wobei ihr als Frau die Schuld zugeschoben wurde. — Gut, daß ihr Vater bereit war, für ihren äußeren Unterhalt zu sorgen und sie darum ihr Stu­dium fortsetzen konnte; aber wir ahnen, wieviel Kraft diese Wochen und Monate kosteten, durch welche neuen inneren Nöte es hier hindurchging.

Wir wundern uns darum nicht, daß Minna Popken aufs neue schwer erkrankte; Leib und Seele hängen ja viel enger zusammen, als wir im allgemeinen denken. Sie bekam eine schwere Herzneurose und wurde fast jede Nacht von einem Herzkrampf geweckt.

Zweimal suchte sie in dieser Zeit ihre einsamen Berge auf. Jedoch fand sie auch dort keine rechte Erquickung, sondern kam nur in noch größere Ein­samkeit hinein: „Anstatt nun in der Einsamkeit mich zurechtzufinden, litt ich nur noch mehr. Die starre, eisige Bergwelt ringsherum peinigte mich, und ein un­aussprechliches Heimweh nach der grünen, weiten Ebene, nach wogenden Kornfeldern, nach der Heide und nach dem Meer erfaßte mich. Verzweifelt und planlos lief ich in den Bergen herum, machte große, oft gewagte Wanderungen, suchte Ruhe oder doch Er­leichterung und fand sie nicht.“

Drei kleine Erlebnisse aus dieser Zeit zeigen, daß Gott auch jetzt ihr nachging und sie doch vor letzter Verzweiflung bewahrt blieb: Einmal war es ein Kind mit einer schlichten, aber treuen Mutter, das sie trö­stete, ein anderes Mal ein Arzt, der für sie betete, und zum dritten eine Begegnung mit Samuel Zeller, die sie nie vergessen hat:

„Eines Tages“, so erzählt sie selbst, „kam ich zu einer Hütte und bat, ob man mir nicht etwas Milch und Brot geben könne; in meinem Rucksack war nichts mehr. Aber die Leute waren sehr arm und hatten keine Milch im Hause; doch zeigten sie mir einen Weg, der zu einem größeren Bauernhof führte. Mühsam schleppte ich mich bis dorthin und fand eine freundliche Frau, die sich anerbot, sofort eine Kuh zu melken. Sie führte mich in ihre heimelige Stube. Als ich dort wartend am Tische saß in unbeschreiblicher Not des Leibes und der Seele, öffnete sich die Tür, und ein kleines, etwa vier­jähriges Mägdlein mit blondem Haar und großen blauen Augen kam herein. Furchtlos kam es näher, und als es mich so vertrauensvoll anschaute, da ka­men mir Tränen in die Augen. Flugs kletterte das Kind ohne meine Aufforderung mir auf den Schoß und begann mein Gesicht zu streicheln und seinen Kopf an meine Wange zu legen. Es war etwas so un­endlich Liebliches, daß es wie Balsam auf meine Wun­den wirkte. So fand uns die Mutter, als sie Milch und Brot und Butter brachte. Nun konnte ich gründlich essen, und es war, als ob neues Leben mich durchflu­tete. Eine Bezahlung lehnte die freundliche Frau ab und verabschiedete mich so herzlich, daß es mir warm und wohl dabei wurde.“

In Zürich selbst kam sie mit einem gläubigen Kolle­gen zusammen, der sie mit in seine Familie hinein­nahm. Da erlebte sie zum ersten Male in ihrem Leben, daß für sie gebetet wurde. Durch ihn kam sie auch ein­mal nach Männedorf, wo Samuel Zeller seinen geseg­neten Dienst tat. Sie hat nicht viel von allem verstan­den, was dort geschah, auch nicht, was er selbst zu ihr sagte. Eingeprägt aber hat es sich doch in ihrem Her­zen: „Ich gewann einen merkwürdigen Eindruck von dem, was dieser Gottesmann sagte. Zu meiner Über­raschung und Beschämung mußte ich fast während der ganzen Bibelstunde weinen — warum, das war mir nicht klar. Als ich mit ganz verweintem Gesicht an der Seite meines Kollegen aus der Kapelle kam, trafen wir mit Samuel Zeller zusammen. Mein Kollege, der ihn kannte, begrüßte ihn und stellte mich vor. Ich war wegen meines dummen Weinens ganz verlegen und sagte kein Wort, der alte Zeller aber schaute mich durchdringend an und sagte: ,So, so, Sie studieren Me­dizin — na ja‘; eine Pause — und dann ganz unver­mittelt: ,Das ist aber meine größte Freude, daß wir einen Hohenpriester haben.“ Dann gab er mir die Hand, sagte: .Leben Sie wohl“, und man ging. Ich ver­stand nicht, was er mir sagen wollte mit dem .Hohen­priester“, und wußte nicht recht, wer das sei.“

Es war gleichsam nur ein erstes Licht gewesen, das in ihr Herz hineinfiel; aber es blieb vorerst noch dunkel.

Ja es wurde noch dunkler. Es kam eine Stunde, in der sie nach ernster Selbstprüfung den Entschluß faßte, aus dem Leben zu scheiden. Wieder einmal war sie in die Einsamkeit der Berge geflüchtet: „Mit schwerem Druck im Herzen, fast verzweifelt, kam ich auf die Alp. Dort in der Einsamkeit kam der Jammer meines Le­bens stärker über mich als je zuvor. Nachdem ich ein wenig zur Ruhe gekommen war, hielt ich eine gründ­liche Abrechnung mit mir selbst. Wohin war ich gera­ten mit allen meinen Idealen, mit meinem Suchen nach Wahrheit? Was hatten mir alle meine Leiden und Kämpfe eingetragen? — Vor mir lag ein schweres Le­ben, voll Arbeit, Entbehrungen und Herzensöde. Meine untergrabene Gesundheit, die angegriffene Lunge, das kranke Herz und die noch kränkere Seele machten es ja fast unmöglich, den schweren ärztlichen Beruf aus­zuüben. Aber ein Zurück gab es für mich nicht mehr. Was sollte ich beginnen mit diesem ruinierten Leben? Mich schauderte vor einer so ungewissen Zukunft. Und unter all diesen Schmerzen und Konflikten trat immer wieder die Furcht an mich heran, geisteskrank zu wer­den. Dieser Schrecken durfte nicht über mich herein­brechen, dem mußte ich zuvorkommen.

Da beschloß ich ganz kühl und nüchtern, meinem Leben ein Ende zu machen.“

Aber da kam es zu der großen Wende ihres Lebens.

Von Christus gerufen und zu Christus gefunden

Minna Popken hat keine Bekehrung erlebt, wie sie sonst viele erlebt haben und bezeugen können. Es ging bei ihr gleichsam von Knotenpunkt zu Knotenpunkt; aber es war ein klares Rufen und Wirken des lebendi­gen Herrn, nur wieder so ganz anders, als es sonst zu geschehen pflegt. Es war kaum menschliche Hilfe dabei. Es kam zu keiner besonderen Aussprache mit einem Seelsorger, es ging nicht auf einmal von der Nacht ins volle Licht hinein; aber es kam zu einer entschei­denden Wende: sie kam zu Christus, der sie rief, und dem sie ihr Leben dann auslieferte.

Das erste war ein wunderbares Gebetserleben, das sich durch Wochen hinzog: an demselben Tag, an dem sie eigentlich aus dem Leben scheiden wollte, saß sie abends grübelnd und sinnend in ihrer Firstkammer. „Da stand“, so erzählt sie, „plötzlich ganz ungesucht ein merkwürdiges Bild vor meinem inneren Auge; es war eine Art Vision, die aber wohl dem Grund meiner eigenen Seele entstammte. Ich sah mich auf einem schmalen, gefährlichen Wege, einer Art Felsengrat, wandeln: zur Linken war ein tiefer Abgrund — und zur Rechten war ebenfalls ein tiefer Abgrund. Beide waren ganz dunkel, und der Weg war schwindelerre­gend und schrecklich, ich konnte weder vor- noch rück­wärts, meine Knie zitterten, das Herz klopfte mir zum Zerspringen, und ich dachte: Jetzt wirst du in den Ab­grund hinunterstürzen! Tiefes Grauen überfiel mich. Da sagte etwas in mir: ,Der Abgrund zur Linken ist

die Verzweiflung, der Abgrund zur Rechten ist Gott.' Es war, wie wenn ich einer Stimme lauschte, die zu mir sprach, und die doch in mir selber war. Dann sagte diese Stimme: ,Wirf dich in den Abgrund zur Rechten, so machst du deinem Leben ein Ende', und plötz­lich ohne daß ich wußte, wie es kam, lag ich auf

den Knien, und zwar genau in derselben Stellung, wie ich sie einzunehmen pflegte als kleines Kind, wenn ich nachts in meinem Bett zu dem .lieben Gott' redete. An diese Stellung hatte ich seither nie mehr gedacht. Bei all meinem Gottsuchen war es mir nie in den Sinn gekommen, mich vor ihm zu beugen. Was hatte denn auch die stolze Humanistin und Theosophin auf die Knie treiben können? Nun aber lag ich da in der klei­nen Firstkammer in jener einzigen Stellung, die ein sündiges, von Leid zerbrochenes Herz vor seinem Gott einzunehmen hat, und in diesem Augenblick war es, als versänken dreißig Jahre meines Lebens in das Meer der Gnade, und ich müßte dort wieder anfangen, wo ich als kleines Mädchen steckengeblieben war, als ich an jenem ersten Schultage die große Enttäuschung er­lebt hatte und meinen lieben Gott nicht mehr finden konnte.

Wie lange ich an jenem Abend vor Gott gelegen, und was ich zu ihm gesagt habe, das kann ich hier nicht wiederholen und weiß es auch nicht mehr genau. Eines nur weiß ich und vergesse es nie, daß es ein stilles, se­liges Nachhausekommen war, und daß der liebende Vater, der schon lange nach mir ausgeschaut hatte, mich aufnahm als ein verloren gewesenes, wiederge­fundenes Kind. Von einem wundersamen Frieden um­geben, erhob ich mich von den Knien, um mein Nacht­lager aufzusuchen. Ich legte mich so ruhig zum Schlafe nieder, wie ich es damals als Kind nach einer gründ­lichen Aussprache mit Gott zu tun pflegte. Und so wie damals, als mich oft ein heller Schein umleuchtete, war mir das stille Licht der Gnade und der Liebe Gottes ins Herz gefallen.“

Das war das erste Durchbrechen der neuen Welt, die ihr jetzt aufgehen sollte. Noch war ihr Christus nicht begegnet, noch war sie nicht mit der Welt der Bibel neu in Berührung gekommen, sie hatte gleichsam nur Gott durch dieses Beten in ihrem Herzen Raum ge­geben, und nun nahm er mehr und mehr Besitz von ihrem Herzen.

Wohl verstand sie am nächsten Morgen fast selbst nicht, was eigentlich mit ihr geschehen war. „Einen Tag lang ging ich wie im Traum umher, immer leise vor mich hin mit Gott redend. Dann kam es wieder wie ein Wind und eine dunkle Welle über mich. .Siehst du wohl', sagte meine Vernunft, .dein altes Elend ist ja doch noch da, du schwärmst, und du betrügst dich; deine Seele gaukelt dir mitten in der Wüste eine Fata Morgana vor' — aber sofort legte ich mich aufs neue auf die Knie, betete an, dankte und pries Gott für seine Gnade. Da ging die Versuchung vorüber, und der Friede war wieder da.“

Und das hat sie dann tage- und wochenlang so gehalten. —

Zwischendurch hat sie ihre wissenschaftlichen Arbei­ten weitergemacht, zwischendurch hat sie gekocht oder hat mit den Kindern im Hause gespielt; aber die Hauptsache war in dieser Zeit dieses stille Beten und Fragen und Finden.

Das wirkte sich auch körperlich aus, sie gesundete an Seele und Leib und hielt bei allem im Glauben fest, daß Gott sie jetzt angenommen habe und sie nun mit ihm ihr Leben weitergehen wollte. —

Nach Zürich zurückgekehrt, bekam sie durch den Kollegen, der sie damals zu Samuel Zeller mitgenom­men hatte, ein kleines, weltweit bekanntes katholisches Buch in die Hand: die bekannte kleine Schrift Bernie- res de Louvigny: „Das verborgene Leben mit Christo in Gott“. Es ist ein Buch ähnlich wie die späteren Schriften von Tersteegen oder das Büchlein von Tho­mas a Kempis: „Von der Nachfolge Jesu“. Das trug sie mm immer mit sich herum und las zwischendurch in ihm.

Dabei hatte sie von früh bis spätabends schwer zu arbeiten, um sich für ihre Examina vorzubereiten, um allen Verpflichtungen, die sich sonst ergaben, nachzu­kommen.

Das ging etwa drei Vierteljahre hindurch: sie stu­dierte, sie betete, sie las, sie arbeitete und ging

dann im August 1901 wieder auf die Alp.

Da kam es dann zu dem entscheidenden und noch mehr klärenden Erlebnis mit der Bi­bel und mit dem Herrn der Bibel, mit Jesus selbst.

Hier kann sie nur allein das aussprechen, was in ihr vorging, hier muß sie selbst erzählen:

„Dieses Mal hatte ich nur die Bibel mitgenommen, alle wissenschaftlichen Bücher aber absichtlich zu Hause gelassen. Als Zweck meiner Ferien bewegte mich kein anderer Gedanke als der, die Bibel zu erforschen nach Gottes Wesen, nach seinem Willen und nach seinen Wegen. Ich dachte: wenn der Kollege recht hat mit seiner Behauptung, daß dieses Buch eine Offenbarung und Inspiration des lebendigen Gottes ist, dann muß es etwas sehr Heiliges sein. Ich wollte dies einmal als Tatsache annehmen und danach handeln und dachte, dann werde es sich ja erweisen, ob Gott durch die Bi­bel wirklich persönlich zu mir reden würde. Auch war mir im Laufe des verflossenen Jahres die Frage bren­nend geworden: Wer ist dieser Jesus? Wie habe ich mich zu ihm zu stellen?“

Nun kommt eine Überraschung: einmal wie Minna Popken die Bibel las, zum andern, was sie zuerst las, und wie sie dann fortfuhr. Man sieht hier hinein in die Werkstatt des Geistes Gottes, der die Führung dieses Lebens in seine Hand nahm.

So erzählt sie weiter: „Mein Zimmer lag nach Osten, und morgens in aller Frühe weckte mich die aufge­hende Sonne. Dann stand ich sofort auf, legte meine Bibel auf den Stuhl, kniete davor nieder und betete mein Morgengebet. Ich bat Gott inbrünstig, mir zu zeigen, was ich aus der Bibel zu lesen hatte, und daß er durch dieses heilige Buch zu mir reden wolle. Wäh­rend dieser ganzen Zeit las ich die Bibel auf den Knien und niemals, ohne vor und nach einer Lesung zu beten. Ich tat es instinktiv wie damals in der Kindheit, als ich in meinem Bett mit dem .lieben Gott“ redete. Jetzt sollte er mit mir reden! War das nicht noch heiliger, als wenn ich mit ihm redete? Und mußte ich dabei nicht niederknien? — Ich las ganz langsam Satz für Satz ohne Anstrengung des Gedächtnisses, nie bis zur Ermüdung und nie länger, als bis irgendein Wort in mich hineinfiel und so Gott zu mir redete. Zwischen­hinein ging ich spazieren oder ruhte ein wenig auf meinem Laubsack, kochte mein Mittagsmahl, spielte mit den Kindern oder lag draußen in der Sonne. — So erlebte ich im Anfang die Bibel, und Gott redete ein­dringlich und deutlich zu mir in seinem Wort.

Wie von innen geleitet, hatte ich mit dem Lesen bei der Apostelgeschichte begonnen. Wie wunderbar wa­ren doch die Dinge, die dort erzählt wurden! Es war mir, als hätte ich das noch nie vorher gelesen. Den größten Eindruck machte mir die Bekehrung des Pau­lus. Ich sehnte mich danach, noch mehr von seinem in­neren Leben und von seinem Schicksal zu erfahren, und las darauf, ohne verstandesgemäß die Wahl zu treffen, die beiden Briefe an die Korinther. Danach er­faßte mich ein starkes Verlangen, den „Herrn“ des Paulus näher kennenzulemen und mit ihm in eine le­bendige Beziehung zu treten. Wieder wie von innen getrieben, begann ich nun der Reihe nach die Evange­lien zu lesen in der langsamen, feierlichen Weise, wie ich’s mit der Apostelgeschichte begonnen hatte. Fast den ganzen Tag hindurch bewegte ich das Gelesene in meinem Herzen, und von einem Tag zum andern wuchs mir immer größer die Gestalt des Menschen- und des Gottessohnes aus den Evangelien hervor. Manchmal mußte ich das Lesen unterbrechen, um Gott mit Trä­nen anzubeten. Irgendein Gedanke an vergleichende Bibelkritik oder dergleichen kam mir nie, das war mir alles entschwunden vor der Wirklichkeit des lebendi­gen Gottes, vor dem Wort der Wahrheit, durch das ich immer tiefer hineinsah in die wunderbare Persönlich­keit Jesu. Ich sah ihn mit dem inneren Auge; aber noch hatte ich keine Verbindung mit ihm. Dann kam ich an das Evangelium des Johannes, und dieses machte mir den stärksten Eindruck von den vier Evangelien. Oft fühlte ich unter dem Lesen das leise Wehen des Geistes, und manchmal ging es wie ein Beben durch meine Seele. So kam ich zum neunzehnten und zwan­zigsten Kapitel, zur Geschichte der Kreuzigung, der Grablegung und der Auferstehung, und voll heiliger Ehrfurcht sagte ich öfters in meinem Herzen: ,Ich glaube, Herr, ja, ich glaube!'

Dann las ich den Schluß des zwanzigsten Kapitels. Es war an einem Abend, der sich mit Flammenschrift meinem Herzen eingeprägt hat. Ich las, wie der Auf­erstandene durch verschlossene Türen zu seinen Jün­gern kommt, wie er ihnen seinen Friedensgruß spen­det und ihnen seine durchgrabenen Hände und die durchstoßene Seite zeigt. Thomas ist nicht da — und er zweifelt! Da kommt der Herr zum andernmai, und Thomas hört die Worte: .Reiche deinen Finger her und siehe — meine Hände! und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite!' Als ich in tiefer Versunkenheit las, wie unter dieser wundersamen Berührung dem Zweifler die Augen geöffnet werden, und wie er Jesus anbetet mit dem Bekenntnis: .Mein Herr und mein Gott!' — da konnte auch ich mit den Händen des Glau­bens ihn anrühren wie Thomas. Besiegt und überwun­den fiel ich vor ihm nieder und betete ihn an: .Mein Herr und mein Gott!'

Und dann war keine Trennung mehr zwischen ihm und mir. Ich fühlte die Gegenwart des Herrn so deut­lich, daß ich von diesem Augenblick an mit voller Klarheit wußte: Er lebt! Er ist auferstanden! Er lebt auch für mich.

Ich war allein und doch nicht allein in der kleinen Kammer, ich wußte: Jesus ist da durch seinen Heili­gen Geist; du kannst mit ihm reden und er mit dir. Ich gab ihm mein Herz, ich gab ihm meine Seele, ich gab ihm meinen Leib, ich gab ihm mein ganzes Leben, und ich sagte ihm: .Hier bin ich; tue mit mir, was du willst! Dich habe ich gesucht von meiner Kindheit an. Du bist die volle Wahrheit, nach der ich mich so heiß gesehnt habe! Nun weiß ich, daß du mich gerufen hast von Mutterleibe an, wie du den Paulus gerufen hast und noch viele, viele andere. Nun bist du mir der Weg und die Wahrheit und das Leben. Fortan gehöre ich dir. Und nun bin ich auch bereit, zugrunde zu gehen an dieser Wahrheit, wie ich es gelobt habe, damals nach jenem schrecklichen Vortrag.1 Und er hat mich an­genommen als sein Eigentum! Jetzt wußte ich mit al­len Fasern meines Wesens — und habe es keinen Augenblick mehr vergessen—: Ich habe den gefunden, von dem die Propheten geredet haben — und die Sonne ist aufgegangen über meinem Lebenstag. O, un­aussprechliche Freude!“

Selbstverständlich blieben die Anfechtungen bei al­lem diesem Erleben nicht aus; der Feind wollte alles zerstören, was der Herr innerlich geschenkt hatte. In der Nacht, die auf dies Erleben mit dem auferstande­nen Herrn folgte, wurde Minna Popken plötzlich von einem furchtbaren Krach geweckt und sah ein unheim­liches bläuliches Licht in ihrem Zimmer. Als wenn sie es sofort geahnt hätte, rief sie laut den Namen Jesus

an, und der Feind mußte weichen. Ohne Frage

waren die bösen Geister mobil gemacht worden und hatten Minna Popken alles wegnehmen wollen, was ihr lebendig geworden war. Aber Jesus siegte, sein Name genügte, um alle Dämonen zu vertreiben.

Dann folgten mehrere Wochen neuer tiefer Stille. Äußerlich lebte sie mit Bauarbeitern zusammen, spielte wohl mit den Kindern, erzählte ihnen Geschichten, half hier und da mit; innerlich aber las sie weiter die Bibel, betete, sann darüber weiter nach und machte dabei immer neue Entdeckungen.

Sie kann das alles nur zusammenfassen in den Sätzen: „Ganz plötzlich war ich reich geworden, un­ermeßlich reich, ein Königskind in einer Welt voll

Licht. Diese Welt habe ich in midi hineingetrunken, habe vom Brot des Lebens gegessen und aus seiner Fülle Gnade um Gnade genommen. Ja, es war eine glückselige Zeit mit reicher Ernte für den inwendigen Menschen.“

Als der Herbst und Winter dem Sommer folgten, zog sie wieder — als ein neuer Mensch — in die Stadt zurück. Christus war ihr begegnet, und sie hatte die­sem Christus ihr Leben unterstellt. —

Ein neues Leben beginnt

Es ist vielleicht schon aufgefallen, daß Minna Popken ganz ohne eigentliche Sündenerkenntnis und Buße zur Freudigkeit des Glaubens hindurchdrang. —

Gott führt jedes Menschenleben wieder anders, hier kamen die „Geburtswehen“ der geistlichen Wiederge­burt gleichsam hinterher; aber sie kamen und können und dürfen ja auch nicht fehlen. —

Auf „Tabors Höhen“, wie man wohl sagt, war sie gewesen; nun kam sie wieder ins „Tal“ des Alltags hinunter, und selbstverständlich gab es Enttäuschun­gen, Schwierigkeiten, Kämpfe und Nöte. Sie ging treu, ja, mit neuer Treue ihrer Arbeit nach, sie studierte weiter, um ihr Ziel, einmal als Ärztin andern helfen zu können, zu erreichen; aber sie sah alles mit neuen Augen an. Sie wurde darum von den Arbeitsmethoden gerade auch der medizinischen Wissenschaft schwer enttäuscht; z. B. bewegte sie vor allem das Studium der Psychiatrie, an das sie mit hohen Erwartungen herangetreten war. Der Materialismus, der damals am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts noch in voller Blüte stand, schien ihr besonders auf diesem Gebiet alles wirklich Lebendige auszuschalten. Schließlich wandte sie sich enttäuscht und bekümmert ab von die­ser Wissenschaft, die ihrer Veranlagung und der Sehn­sucht zu helfen doch so nahe lag.

Natürlich konnte sie von ihrem Erleben andern ge­genüber auch nicht schweigen, sie mußte davon er-

zählen und es bezeugen. Da blieb oft beißender Spott nicht aus. Wohl hatte sie sich durch jahrelange Zu­sammenarbeit eine gewisse Achtung erworben, darum hielten manche mit ihrer Ablehnung zurück; aber man sah sie halbwegs als geisteskrank an. Was sie mit einem ihrer jüngeren Kollegen erlebte, ist kennzeich­nend für mehrere ähnliche Erfahrungen. „Einmal bat mich ein ernsthafter, gutgesinnter Kollege, der sich die Psychiatrie zum Hauptfach gewählt hatte, um einen gemeinsamen, recht ausgiebigen Spaziergang. Ich wußte wohl, warum er das wünschte, sagte aber trotzdem gern zu. So wanderten wir denn am Sonntag weit hinaus über den Zürichberg, unter eifrigen Gesprächen über seelisches Leben, und ich nahm Gelegenheit, mit dem jungen Mann von göttlichen Dingen und von den Offenbarungen der Bibel zu reden. Er hörte mir sehr aufmerksam zu; aber plötzlich blieb er stehen, sah mich durchdringend an und sagte sehr ernst: ,Wir ha­ben doch genügend Psychiatrie studiert — Sie wissen ja selber, daß Sie krank sind. Ohne Zweifel haben Sie Paranoia (eine Geisteskrankheit). Allerdings verfügen Sie heute noch über eine glänzende Logik, wie das bei diesen Kranken ja häufig ist vor ihrem Zusammen­bruch.1 Als ich ihn lachend fragte: ,Wie lange Zeit geben Sie mir noch bis zur Verblödung?1, da behauptete er kühn: .Noch zwei Jahre!1 Nun war die Reihe an mir, sehr ernst zu werden, und ich habe diesem jun­gen Mann gesagt: ,Wie sehr wünschte ich, Sie nach zwanzig Jahren einmal wiederzusehen; dann könnten wir prüfen, wer von uns seelisch gesünder ist, Sie oder ich; wer weiß, ob diese Prüfung nicht zu meinen Gun­sten ausfiele.1 Leider ist mir dieser Wunsch nicht er­füllt worden; ich habe jenen Kollegen, der es gewiß gut mit mir meinte, gänzlich aus den Augen verloren. Er war nur der Sprecher für manche andere, die ebenso über mich dachten.“

Wichtiger aber als solche Enttäuschungen in ihrer Arbeit und „Zusammenstöße“ mit Menschen war es, daß sie persönlich tiefer in die Erkenntnis der Sünde geführt wurde und dann doch zugleich erfuhr, wie Gottes Geist an uns weiterarbeitet und uns umbil­det: ein wirklich neues Leben begann für Minna Popken. Sie selbst erzählt es in großer Anschaulich­keit: „Wir hatten strenge Zeit im Studium. Neben dem Praktikum auf verschiedenen Gebieten gab es noch viele Kollegs zu hören. Am Samstagnachmittag und in den Abendstunden, oft bis in die Nacht hinein hatte ich theoretisch zu arbeiten. So blieb mir zu irgendwel­cher Sammlung oder gar zum Bibelstudium keine Zeit. In diesen überfüllten Alltag hinein kam Gott zu mir.

Es war im Februar 1902 an einem Samstagnachmit­tag. Ich saß in meiner Studierstube an der Arbeit. Wie deutlich sehe ich sie noch heute vor mir, meine ,Bude', die eine stille Zeugin so viel ernsten Erlebens gewor­den ist! Es begann zu dämmern, und ich merkte, daß meine Hände kalt wurden. Da stand ich auf, um die Petroleumlampe anzuzünden. Vorher wärmte ich mich ein wenig am Ofen. Dabei schaute ich zum Fenster hinaus, in Gedanken noch mit meiner Arbeit beschäf­tigt. Draußen war alles verschneit, und die noch helle Weite tat mir wohl.

Plötzlich aber, ohne daß meine Gedanken mit ewigen Dingen beschäftigt waren, kam etwas Merkwürdiges über mich: Wie von einem blendenden Scheinwerfer beleuchtet, stand mein ganzes früheres Leben vor mei­nem inneren Auge. In göttlichem Licht sah ich zum erstenmal mich selbst in meiner Sündhaftigkeit und Häßlichkeit. Das war so überraschend und furchtbar, daß es mich zu Boden warf. Ich war nicht ausgeglitten oder auf die Knie gefallen, sondern einfach umgewor­fen, wie von einer Macht außer mir, und ich wußte sofort: ,Es ist der Herr!\* Und deutlich hörte ich — seit meinem Erleben auf der Alp zum erstenmal wieder — seine Stimme. Geschah sie in mir oder außer mir? Ich weiß es nicht! Und sie sprach: .Schuld, Sünde, Unrecht dein ganzes voriges Leben!1 Wie aus allen Winkeln des Zimmers rief es mir zu: .Schuld, Schuld!1 — O wie furchtbar, wie erschütternd war das für ein Menschen­

kind, das sich so lange für gut und edel gehalten hatte! War ich denn von jeher nicht Idealistin gewesen? Hatte ich von meiner Jugend an nicht nach Wahrheit ge­sucht? Das göttliche Urteil aber lautete: .Selbstsucht war der Grundzug deines Wesens, Hochmut dein ho­her Sinn, Selbsthilfe lag auf deinem Weg, Selbstbefrie­digung in deinem Idealismus, Überheblichkeit in dei­nem tadellosen Wandel.' Wie vielen Menschen hatte ich wohl unrecht getan, wie vielen geschadet? Und alle führten sie Klage wider mich. Hatte ich in Selbstgefäl­ligkeit nicht oft mit dem Feuer gespielt? Dieser gott­gewendete Blick in mein Wesen hinein glich einem Blick in die Hölle. O große Not jenes Abends und jener Nacht, wie könnte ich sie je vergessen! — Wie ein Ge­wittersturm war diese Selbsterkenntnis über mich ge­kommen. und Gottes Abrechnung mit mir war scharf und gründlich.

Es war mir, als würde ich in die Hölle geworfen, und ich wehrte mich nicht dagegen, sondern wußte: Dahin gehörst du! Eine unbeschreibliche, nie gekannte Qual durchbohrte mein Herz, zerriß meine Seele, durch­schmerzte meine Glieder, überflutete mein ganzes We­sen. O Sündennot, o tiefstes Herzeleid, nichts ist dir gleich an menschlicher Qual! Und dennoch: In all die­ser Pein wußte ich mich irgendwie festgehalten, und ganz tief drinnen war ein kleines, verborgenes Leuch­ten meines Geistes, ein schwaches Handausstrecken nach oben, indes ich stöhnte und litt. — Das war Buße, echte, geistgewirkte Buße. Ich erlebte sie jetzt zum erstenmal; wie eine schwere Flutwelle fuhr sie über mich hin. Wie lange es dauerte, weiß ich nicht. Dann kam eine Hand und ,zog mich aus der grausamen Grube und aus dem Schlamm und stellte meine Füße auf einen Fels, daß ich gewiß treten konnte' (Ps. 40,3). Nun verstand und erlebte ich die Bußpsalmen Davids.

Jetzt erst, nachdem ich mich in meinem Sünden­elend erkannt hatte — ein von Gott verworfenes Ge­schöpf —, wurde mir Jesus als der Sünderheiland offenbart. Damals, in dem großen Erleben auf der Alp,

hatte ich ihn in seiner Herrlichkeit gesehen, da war mir alles andere versunken, auch ich selbst mit meiner Verzweiflung, meiner Vergangenheit und meiner Zu­kunft. Ich sah nur ihn allein und war unbeschreiblich selig. Jetzt erst erkannte ich, warum er sterben, so sterben mußte, auch für mich, ja, auch für mich! Das war meine erste Kreuzesoffenbarung. Ein Strahl der unendlichen Liebe Gottes fiel durch den Ge­kreuzigten hindurch auf ein armes, verlorenes Geschöpf und machte es frei und reich. So sieht und liebt uns Gott im Sohn seiner Liebe. Wir in ihm und er in uns — o größtes aller Wunder! Da wurde auch mir ,ein neues Lied in meinen Mund gegeben, zu loben unsem Gott. Das werden viele sehen und den Herrn fürchten und auf ihn hoffen\* (Ps. 40, 4).“

Die Folge dieses Erlebnisses war einmal, daß Minna Popken jetzt anflng, ganz praktisch zu ordnen, was in ihrem Leben zu ordnen war: sie mußte Sünde beken­nen, sie mußte viel wiedergutmachen, was sie falsch gemacht hatte, sie mußte demütigende Briefe schrei­ben, z. B. auch ihrem Mann gegenüber, den sie herz­lich um Verzeihung bat, daß sie ihm so vielfach weh getan habe, ja auch um Verzeihung, daß sie damals nicht doch bei ihm geblieben sei (er hat darauf geant­wortet, daß ihm jetzt ein neues Zusammengehen un­möglich sei, zumal, wo sie nun diesen Weg mit der Bibel gehen wolle). Es war vieles sehr schwer und notvoll, der Spott vieler auch nahestehender Menschen wurde größer, man hielt sie geradezu für verrückt;

aber sie tat, was sie tun mußte und war im

Grunde nur froh darüber.

Für sie selbst überraschend war, daß sie bis in ihr Gefühlsleben hinein eine starke Veränderung der Grundhaltung erlebte. Es trug dazu bei, daß sie wie­der einmal schwer erkrankte und dadurch ungewollt aufs neue in eine längere Stille geführt wurde. Das war im Frühjahr 1902: „Meine Körperkraft fing an zu erlahmen. Als aber die Ferien begannen und die Span­nung nachließ, da brach ich unter einer ernsten Krank­heit zusammen. Eine Nierenbeckenentzündung brachte mich für mehrere Wochen aufs Krankenbett. Meine Kollegen waren in die Ferien gereist, und auch meine Freunde wußten nichts von meiner Krankheit. Ich be­handelte mich selbst nach altbewährter Methode, die ich schon vor meiner Studienzeit gekannt und prakti­ziert hatte. So kam es, daß ich während dieser Wochen in erquickender Einsamkeit lebte. Ich benutzte sie zu einem Bibelstudium, wie ich es seither noch nie betrie­ben hatte. Es war der Prophet Jesaja, der mich damals ganz eingehend beschäftigte. Wunder des Erlebens und Erkennens wurden mir dabei zuteil, besonders im Ver­gleich mit dem Neuen Testament. Gottes Plan und Ziel mit den Menschen sowie das gewaltige Werk der Er­lösung wurden mir in ganz neuer Weise offenbar. Ich lebte in beseligender Wirklichkeit, voll Klarheit und Wahrheit. Bis in die Tage meines Alters hinein ist das so geblieben: Sobald ich mich in Gottes Wort ver­senkte, befand ich mich in hellwacher Wirklichkeit, indes alle Dinge des äußeren Lebens in den Schatten traten.

In jenen gesegneten KrankheitsWochen geschah et­was Seltsames in meinem inneren Leben: Gottes Geist begann mein Gefühlsleben zu verändern. Anfangs merkte ich es kaum; aber nach und nach trat es mir immer deutlicher ins Bewußtsein. Meiner natürlichen Art nach war ich ein leidenschaftlich füh­lender Mensch. Mein Herz klopfte vor Freude bei der Begegnung mit einem geliebten Menschen, bei der Betrachtung eines edlen Kunstwerkes und im Genuß einer herrlichen Landschaft oder einer schönen Flora. Ich hatte viel geliebt, mich hoch begeistert und war von den meisten Menschen meiner Umgebung gern ge­sehen. Nun aber trat langsam eine Wandlung ein in meiner gefühlsmäßigen Einstellung zur Umwelt, und das war mir anfangs recht peinlich.

Als ich von jener Krankheit wieder zu genesen be­gann und anfing, in schöner Gegend kleine Spazier­gänge zu machen, da merkte ich zu meinem Erstaunen, daß meine frühere sinnlich-seelische Genußfähigkeit sich nicht mehr regte. Was war das? War es Mattig­keit oder krankhafte Gleichgültigkeit? Nein! Mein Ver­hältnis zur Natur, zu allem Kreatürlichen war anders geworden.

Die Schilderungen des Propheten Jesaja vom großen Friedensreich, sein Hinweis auf die neue Erde und den neuen Himmel beschäftigten mich so tief, daß mir die gesamte Schöpfung im Lichte der Erlösung erschien. Nun erst merkte ich recht, wie sie seufzt und leidet in der Vergänglichkeit, der sie unterworfen ist auf Hoff­nung. Der Kampf ums Dasein und das schwermütige Harren der Kreatur trat mir in den Vordergrund.

Ähnlich ging es mir auch in meinem Gefühl für ge­liebte Menschen, die ich nun anders sah als vorher. Ich kam mir auf einmal so kühl und losgelöst vor, daß ich zunächst darüber erschrak. Ein gläubiger Kollege, den ich darüber befragte, meinte, das sei etwas Psy­chopathisches, wie es nach schweren Erkrankungen ja manchmal in Erscheinung träte. Aber im gleichen Augenblick wußte ich: Nein, es ist der Herr! Und in diesem Glauben wurde ich nicht getäuscht. Der schein­bare Gefühlsmangel währte noch längere Zeit, und das war gut für mich; denn wie hätte ich mit meiner früheren Empfindsamkeit und Leidenschaftlichkeit die nun folgenden Jahre ärztlicher Praxis aushalten kön­nen? Wieviel Weisheit und Güte Gottes lag in dieser Entäußerung, die mir anfangs so schwer zu tragen war! Er hat mich im Gefühlsleben arm gemacht, um mich unendlich zu bereichern. Als von meiner natür­lichen Liebesfähigkeit, von der vermeintlichen .schönen Leidenschaft“ nicht viel mehr geblieben war, konnte er mir seine Liebe schenken.“

Neben der Bibel halfen Minna Popken in dieser Zeit auch wertvolle Bücher, zumal aus der Welt der My­stik. Wohl erkannte sie bald, daß sie bei ihnen nicht hängenbleiben durfte, weil Gottes Wort und der Herr selbst weiter führen und tiefer binden, aber sie freute sich dankbar über edle Erkenntnis, die ihr auch durch

diese Bücher zuteil wurde. Z. B. las sie in dieser Zeit Tersteegens Buch „Leben heiliger Seelen“ und die Schriften von Madame Guyon und hatte auch beson­dere Freude an der „Berleburger Bibel“, die diese Li­nie der mystischen Verbundenheit mit Gott besonders unterstreicht.

So ging es durch Kämpfe und Demütigungen doch in neue Tiefen und Höhen des Glaubenslebens hinein, und die kleine Pflanze des Glaubens wuchs zum Baum. —

DasZeugnis von Jesus wirkt Scheidung der Geister

Das ist die Erfahrung, die alle Verkündiger des Evan­geliums machen und natürlich auch jeder andere, der von Jesus anfängt zu zeugen, daß diese Botschaft sich sehr verschieden auswirkt: den einen wird sie „ein Geruch des Lebens zum Leben, den andern des Todes ziun Tode“. Das war schon bei Jesus selbst so, daß die einen sich an ihm ärgerten und ihn zuletzt kreuzigten, und daß viele andere sich über seine Botschaft freuten und sich zu ihm bekehrten.

So ging es auch Minna Popken. Schon gleich in den ersten Jahren ihrer Nachfolge erlebte sie es, wie Men­schen sich bewußt gegen die Frohe Botschaft von der Erlösung durch Jesus Christus stellten, und wie andere sich ihr dankbar erschlossen.

Einige der kennzeichnenden Beispiele gerade aus dieser ersten Zeit dürfen in einem Lebensbild von Minna Popken nicht fehlen.

So erzählt sie: „Drei mir werte Kolleginnen hatten mich gebeten, sie an einem Sonntagnachmittag zu mir einzuladen und ihnen einmal ausführlich und der Reihe nach von dem zu berichten, wovon ich soviel spräche. Was tat ich lieber als das? Ich kaufte also einen Teller voll Kuchen, braute eine große Kanne Kaffee, kochte Milch und erwartete meine Gäste. Sie kamen um drei Uhr. Zuerst saßen wir gemütlich plaudernd beisammen; aber bald schon begann ich auf ihre Fragen zu antwor­ten und aus meinem Leben zu erzählen, immer mehr und mehr, bis zu dem großen Ereignis meiner Bekeh­rung. Mein Herz brannte; meine Zuhörerinnen lausch­ten gespannt und warfen manchmal Fragen dazwischen, die neuen Stoff boten zu weiterem Zeugnis. Es wurde dämmerig, dunkel, ein Licht wurde angezündet, die Stunden verrannen, ich sprach weiter von der Apostel­geschichte, von biblischen Offenbarungen und von den Wundern Gottes. Als wir endlich nach der Uhr schau­ten, war es abends zehn Uhr geworden, und immer noch saßen wir vor der geleerten Kaffeekanne und dem leeren Kuchenteller vom Nachmittag her. Keine von uns dachte daran, Abendbrot zu essen. Sieben Stunden hatten wir unter solchen Gesprächen zugebracht. Dann trennten wir uns. Nachdenklich und betroffen gingen die drei in ihre Wohnungen. Am anderen Morgen traf ich sie in erregtem Gespräch auf dem Gang vor un­serem Hörsaal, und nach Beendigung der Morgenarbeit folgte mir eine von ihnen in meine Stube. Heute noch sehe ich sie vor mir stehen, wie sie in höchster Erre­gung zu mir sagte: ,Ich habe die ganze Nacht nicht ge­schlafen, immer hörte ich Sie reden, und immer mußte ich denken, daß Sie recht haben. Ja, es ist alles wahr, was Sie sagten; aber ich will nicht!1 Sie wiederholte mehrere Male: ,Ich will nicht!', stampfte dabei mit den Füßen und ballte die Hände. Ich aber wurde sehr trau­rig. Hatte mein Zeugnis so wenig genützt? Alle drei haben sich später mit Ärzten verheiratet, und keine von ihnen ist zum wahren Frieden gekommen. — Soll ich noch von jenem Kollegen erzählen, der einst mit dem gleichen Wunsche zu mir kam wie jene drei? Als ich eine Zeitlang von dem geredet hatte, davon mir das Herz so voll war, lief er mit großen Schritten in meinem Zimmer herum, hielt sich die Ohren zu und rief: ,Hören Sie auf, ich kann nicht darauf eingehen, ich muß erst mein Examen machen!'“

Umgekehrt war es bei einigen Patienten, die sie während eines größeren Massagekursus zu betreuen hatte. Auch dafür zwei Beispiele:

„Ein junger ausländischer Ingenieur, der am äußer­sten Ende des Saales lag, winkte mich eines Tages an sein Bett. Als ich ihn fragte: ,Was wünschen Sie von mir, Sie sind ja nicht mein Patient?' — da sagte er: ,Ich weiß, daß Sie mir die Wahrheit sagen werden, und ich muß wissen, ob meine Krankheit unheilbar ist.' Ich fragte ihn, warum er das durchaus wissen müsse; da sagte er: .Wenn es eine Tuberkulose ist, dann melde ich mich, sobald ich hier entlassen werde, in den Bu­renkrieg, und dort werde ich schon dafür sorgen, daß ich nicht mehr heimkomme.' Ich antwortete ihm ganz einfach: ,Sie haben sich Ihr Leben nicht gegeben und deshalb auch kein Recht, es von sich zu werfen.' Da zog er unter seinem Kopfkissen ein kleines Neues Testament hervor und reichte es mir. Es war in seiner Muttersprache geschrieben; seine Mutter hatte es ihm mitgegeben in die Fremde. Als ich es ihm zurück­reichte, sah ich mir den Mann aufmerksam an und sagte: .Dieses Buch haben Sie unter Ihrem Kopfkissen und tragen sich mit solchen Gedanken? Wie stimmt das zusammen?' Da bat er: .Bitte, kommen Sie wieder zu mir'. Dann bin ich alle Tage für einige Minuten an sein Bett getreten, um ihm ein paar Worte zu sagen über Gott und Ewigkeit, über den Sinn und Zweck unseres Lebens und über Gottes Gedanken mit uns. Nach Rücksprache mit dem Kollegen, der ihn behan­delte, konnte ich ihm auch sagen, daß seine Krankheit durchaus heilbar sei. Der Mann blieb noch längere Zeit mit mir in Verbindung, er besuchte mich später noch einige Male und wandte sich mit Ernst Gott zu.“ — „In der Pension, in der ich lebte, nahm an dem vege­tarischen Mittagstisch, den ich dort eingerichtet hatte, ein junger Schlosser teil, mit dem ich ein schönes Er­lebnis hatte. Er war Kommunist, und alle Sonntage radelte er in die umliegenden Ortschaften, um unter der Arbeiterbevölkerung seine Brandreden loszulassen, deren wir auch manche anhören mußten. Ich schwieg dazu; denn was war da zu machen? Mit mir verkehrte er gern, weil er starken Bildungsdrang hatte, den er bei mir zu befriedigen hoffte. Er wußte zwar, daß ich ,fromm“ war, was ich nie verbarg, aber das hielt er für eine momentane Verirrung. Er wollte nur die ge­bildete und gelehrte Frau in mir sehen und freute sich besonders, wenn ich von den Wundern der Kleinwelt mit ihm sprach und von den Gesetzen des Lebens. Mit Vorliebe betrachtete er meine mikroskopischen Zeich­nungen, wobei er sich oft in Begeisterung hineinredete über allgemeine Volksbildung. Alle Kirchen müßten in Kulturstätten umgewandelt werden, er sähe schon im Geiste lange Tische dort stehen mit Hunderten von Mikroskopen. Dorthin sollten die Menschen in großen Scharen pilgern, dort sollten sie Freude und neues Leben finden. Ich schwieg auch zu diesem Unsinn, hörte ihm nur aufmerksam zu und lernte dabei derartige Leute verstehen. Innerlich aber ließ mich der Mann nicht los. Immer wieder dachte ich: Ach, wieviel wert­voller ist doch eine einzige unsterbliche Menschenseele, auf die der lebendige Gott wartet, als all dieser ge­lehrte Kram!

Dann wurde der Mann ernstlich krank, und da noch eine kleine Mansardenstube in unserer Pension frei war, veranlaßte ich meine Wirtin, ihn bei sich aufzu­nehmen, und übernahm die Behandlung, die mich nun jeden Tag für ein Weilchen zu ihm hinaufführte. Da fing ich langsam und vorsichtig an, mit ihm über ewige Dinge zu reden, über den Sinn und Zweck unsres Le­bens, über die Macht des Todes und über Gottes Ziel mit den Menschen. Auch von der Schöpfung sprach ich mit ihm, von Gottes Erlösungsplan vor Grundle­gung der Welt und vom Sündenfall des Menschen. Er hörte mir aufmerksam zu, und ich merkte, wie er alle Tage auf meinen Besuch wartete und auf das, was ich zu sagen hätte. Gottes Wort fiel wie lindernde Tropfen auf die dürre Flur seiner Seele. Langsam besserte sich sein Zustand, und als es mir möglich war, ihm bei Freunden in einer Kuranstalt noch einen Erholungs­aufenthalt zu verschaffen, nahm er es dankbar an, wiewohl er oft behauptet hatte, jede Art Wohltätigkeit

sei entwürdigend; alles, was der Mensch brauche, müsse ihm durch soziale Organisationen zukommen.

Während seiner Erholun'gszeit, die er in einem mir befreundeten christlichen Hause verbrachte, schrieb ich ihm einige Briefe und forderte ihn nun geradezu auf, den Herrn Jesus anzunehmen als den Sohn Gottes und als seinen Heiland. Ich sandte ihm nun auch eine Bibel; denn Gottes Zeit für ihn schien mir gekommen. Und als er nach einigen Wochen zurückkam, da war das große Wunder der Umwandlung an ihm geschehen: Der Herr hatte ihn erkannt, und ein Sünder hatte in seinem Licht sich selbst erkannt und sich ihm hingegeben. O, diese Freude!

So eifrig, wie dieser Mann damals für seine politi­sche Idee eingetreten war, warb er nun für seinen neuen Herrn. Wiederum radelte er an den freien Ta­gen in die Ortschaften, um den gleichen Leuten, denen er damals seine Reden gehalten hatte, zu sagen, er habe ihnen eine Irrlehre verkündigt; nun aber habe er die Wahrheit gefunden in Christus, dem Erlöser. Er erntete viel Spott und Feindschaft; aber immer wieder ist er hingeradelt, und wer weiß, ob seine Worte nicht doch irgendwo auf guten Boden gefallen sind und Frucht gebracht haben? Später ist dieser junge Eiferer nach Amerika ausgewandert, wo er Verwandte hatte, denen er ebenfalls von Jesus Kunde bringen wollte. Nach einigen Jahren wiederholte sich sein Leiden, und er durfte im Glauben an seinen Erlöser heimgehen.“

Betend auf Zimmersudie

Ja, das gibt es! Sollte es nicht eigentlich selbstver­ständlich so sein und werden, daß Christen bis in die kleinsten Dinge des Alltags hinein sich wirklich betend an ihren Herrn halten und sich von ihm führen lassen?

Minna Popken reiste im März 1903 nach Berlin, um an einigen „Wiederholungskursen für Ärzte“ teilzuneh­men. Sie hat dort mancherlei Staunen erregt, weil es damals wenigstens in Deutschland noch recht auffal­lend war, daß Frauen auch Medizin studierten; einer der Professoren wollte sie nicht einmal zu seinen Übun­gen zulassen und hat es erst nach einer längeren Aus­sprache fast gegen seinen Willen erlaubt.

Es lag nun Minna Popken daran, in den wenigen Monaten doch ein Zimmer zu bekommen, das einmal nicht zu teuer war (sie mußte ja sparen und wollte ihrem Vater nicht zu sehr auf der Tasche liegen), und wo sie sich doch zugleich ein bißchen wohlfühlen konnte. Sie sagte es betend ihrem Herrn.

Wir lassen sie selbst erzählen, was sie dann erlebte:

„Die meisten Institute, in denen ich zu arbeiten hatte, lagen, wie es sich herausstellte, in der Gegend der Luisenstraße, und dort in der Nähe wollte ich mir auch eine Wohnstätte suchen, um nicht viel Zeit und Kraft in den Straßen zu verlieren. Ich hatte Gott gebeten, mich in ein Haus zu führen, wo ich ein wenig heimisch werden und irgend jemanden in seinem Namen dienen könnte. So wanderte ich eines Morgens durch die Luisenstraße. Überall hinter den Fenstern hingen be­druckte Papptafeln: .Zimmer zu vermieten'; denn es waren ja Universitätsferien, da reisten die meisten Studenten fort, und Platz für die Kursärzte gab es genug. Aber es schien mir unmöglich, in einer solch lärmvollen Straße zu wohnen, und mit Heimweh dachte ich an meine stille, liebe Bude in Zürich. Ach was, jetzt war ich in Berlin, da hieß es, sich zusammen­zureißen und hart zu sein mit sich selber! Unter sol­chen Gedanken kam ich in eine stillere Nebenstraße, durch die keine bedeutsame Verkehrsader lief, und blieb wie festgehalten vor einem der großen Häuser stehen. In jeder Etage waren Mietzettel ausgehängt. Die erste Etage? Nein, da würden die Zimmer zu teuer sein. So stieg ich in den zweiten Stock und kam dort vor zwei Wohnungstüren; eine rechts, eine links. Ich merkte deutlich, daß ich geführt wurde, und nachdem ich einige Augenblicke betend dort verweilt hatte, läutete ich an der Tür rechts. Eine ältere Frau von stattlicher Erscheinung mit sympathischem Gesicht und großen, klugen Augen öffnete mir die Tür. Sie war dunkel und ziemlich dürftig gekleidet, hatte graue Haare und trug eine schwarze Spitzenhaube. Soviel sah ich bei diesem ersten Blick. Sie musterte mich kühl von oben bis unten und fragte nicht eben freund­lich nach meinem Begehr. Ich sagte, daß ich Medizi­nerin sei, von Zürich käme, in Berlin Ärztekurse neh­men wolle und ein Zimmer suche. Da erst gab sie mir mit einer vornehmen Handbewegung den Eingang frei. Im Vorraum betrachtete sie mich noch einmal recht kritisch und sagte streng: ,Ich nehme aber nur anständige Leute bei mir auf.“ Das belustigte mich sehr, und ich erwiderte lachend, daß ich nicht die Absicht hätte, anders als anständig in Berlin zu leben. Darauf­hin öffnete sie mir die Tür zu einem großen, schönen Zimmer, indem sie mir erklärte: .Dieses Zimmer ist jetzt frei; während des Semesters bewohnte es ein Studierender aus Zürich, der Sohn der Frau Dr. Heim, die Sie vielleicht kennen.“ Und ob ich diese Frau kannte! Ich hatte schon längst eine stille Verehrung für sie, obwohl ich ihr persönlich nie begegnet war. Nun freute ich mich, hier ihren Namen zu hören, und es wurde mir gleich etwas heimatlich zumute. Aber nein, dieses Zimmer war zu schön und zu teuer. .Ha­ben Sie denn kein anderes Zimmer? Mir genügt ein ganz einfaches; denn meine Mittel sind bescheiden.“ Nach einigem Zögern sagte sie: ,Ja, da wäre noch ein Hinterzimmer; aber ich weiß nicht . . . ?' — Und dann zeigte sie mir ein kleines, sehr unfreundliches Zimmer, das in drei Tagen frei werden sollte. Es lag nach dem Hof hinaus, in welchem eine hohe, fenster­lose Mauer aufragte. Auf meine Frage hieß es, hinter jener Mauer lägen die Anatomiesäle der Universität. Außer dieser finsteren Mauer sah man in der düsteren Stube noch ein Stückchen Himmel, weiter nichts; aber es war still dort, und das Zimmer kostete nur dreißig Mark im Monat. Da ich mich hierher geführt glaubte und kein weiteres einfaches Zimmer zu haben war, mietete ich diese unfreundliche Bude und fragte, ob ich eine Anzahlung machen müsse. .Nein, geben Sie mir nur Ihre Visitenkarte!“ Nachdem dies geschehen war, stellte sich meine zukünftige Wirtin vor, indem sie mir die Hand gab: ,Ich heiße Fräulein Thormann.“ O du liebe, feine, mütterliche Frau, wie deutlich stehst du vor mir, obgleich du schon längst gestorben bist! Und wenn ich dir in diesen Blättern ein kleines Denkmal setze, würdest du mir nicht zürnen, auch wenn du noch unter den Lebenden weiltest. Mit Trä­nen der Freude und des Dankes denke ich heute an das, was mir das Thormännlein (wie ich sie später oft nannte) in jenen fünf Monaten gewesen ist, und was ich ihr in der Folge werden durfte. Ja, wunderbarlich führt der Herr die Seinen. Meine liebe Wirtin war eine echte Berlinerin, die ihre Stadt nach allen Rich­tungen hin genau kannte und deren Bewohner treff­lich zu beurteilen wußte. Sie war auch seit vielen Jah­ren Studentenmutter und wußte in allen einschlägigen Verhältnissen Bescheid. Das kam mir sehr zugute, und sie wurde in vielen äußeren Dingen meine Beraterin. Immer war jemand da, der mich mit Freuden erwar­tete, dem ich alles erzählen konnte, was ich erlebt hatte. Nie kam ich vergebens zu ihr, wenn ich mich ir­gendwie nicht zurechtfand; sie wußte immer noch einen Weg. Sonntags fuhren wir oft zusammen hinaus in die Vororte Berlins oder an einen der Havelseen oder sonst irgendwohin, wo wir das Volksleben stu­dieren oder uns an der schönen Natur erquicken konn­ten. Ich war etwas naiv-draufgängerisch; sie aber war klug und vorsichtig und hatte viel gesunde Menschen­kenntnis, die mir oft mangelte. Dagegen besaß ich da­mals schon die Gabe des inwendigen Schauens, das durch die Vordergründe hindurch das Wesenhafte im Menschen sieht, und ich merkte bald, daß Fräulein Thormann einsam und unglücklich war, wiewohl sie es nach außen durch ihren Humor verdeckte. Ich aber hatte einen lebendigen Heiland, von dem ich zeugen durfte — und mein Zeugnis ist nicht vergeblich an ihr gewesen. Die Frau hatte vor kurzem einen großen Kummer erlebt. Ein ernster junger Mann, Student der Theologie, an dem sie Mutterstelle vertreten und den sie tief geliebt hatte, war an der Schwindsucht gestor­ben und hatte sie in Trauer und innerer Einsamkeit zurückgelassen. In diesen Kummer hinein durfte ich ihr ein wenig Licht und Trost bringen. Ich war gerade zur rechten Zeit gekommen; denn ihre Schützlinge wa­ren abgereist, und das Alleinsein hätte sie jetzt nur schwer ertragen. Nun aber gewann sie wieder Lebens­mut und Freude. Und ich? Ach, was hätte ich beginnen sollen in der großen, mir so fremden Stadt ohne ihren mütterlichen Schutz! Wir brauchten einander, und des­halb hatte der Herr uns auch zusammengeführt.“

Ein klares Nein Gottes

und ein schmerzhaftes Nein der Eltern

Der Herr, der hier so wunderbar geführt und ge­holfen hatte, half und führte auch weiter; diesmal aber sagte er ein klares Nein zu bestimmten Plänen, die sich stark aufdrängten, und von denen Minna Pop- ken zunächst den Eindruck hatte, daß sie darauf einge- hen sollte. Es leuchtet gerade an dieser Stelle ihrer eigenen Lebensbeschreibung ein feiner Satz auf, der für ihre innere Einstellung schon in diesen Monaten kennzeichnend ist: „Ohne Gottes Einwilligung will ich nichts tun“, und weil ihr nach langem Kampf klar wurde, daß Gott diesen Weg versperrte, sagte auch sie ein klares Nein.

Viel sprach dafür, einige überraschende Begegnun­gen wiesen in dieselbe Richtung; aber Gott sagte Nein. Minna Popken hat diese Zeit des inneren Ringens selbst anschaulich beschrieben: „Nichts Geringeres lag mir im Sinn als eine durchgreifende Reform der Ge­burtshilfe, die sich, vielleicht erst im Laufe von Jahr­zehnten, als sehr segensvoll erweisen und in weiten Volkskreisen Eingang finden könnte. Ich wollte ein Zwischenglied schaffen zwischen dem Spezialarzt für

Geburtshilfe und der Hebamme. Einer großen Schar ernster, gebildeter Frauen und Mädchen wollte ich da­mit zugleich einen neuen idealen Beruf bereiten, nach dem so viele meines Geschlechtes sich heute sehnen.

Vor allem aber bewegte mich der Notstand unzähli­ger junger Frauen, deren Kenntnisse von Schwanger­schaft, Geburt und Säuglingspflege, von dem ganzen so wichtigen Gebiet der Mutterschaft meist sehr gering sind.

,Akademische Geburtshelferinnen\* nannte ich diesen neuen Beruf, und dank meines eigenen gründlichen Studienganges wurde es mir nicht schwer, Lehrplan und Werdegang einer akademischen Geburtshelferin sowie ihren Beruf mir klar vorzustellen. Ich kam dabei zu der Überzeugung, daß auf diesem Wege eine intelli­gente, gesunde Frau in etwa vier Jahren zum Ziel ge­langen könnte.“

Gerade in diesen Wochen wird sie mit einer reichen Dame Berlins zusammengeführt, die sich sehr für ihre Pläne interessiert, ja ihr begeistert ihre volle Unter­stützung zusagt. Minna Popken wandte sich darum auch an einen bekannten Frauenarzt in Berlin, auch

er ging auf ihre Unterredung ein und es schien

so, als ob sich hier die Tür für ihre Lebensarbeit öff­nete. Aber sie wurde innerlich nicht recht froh über diesem allen und blieb darum bei der Frage, die ein Christ immer und zumal in solchen Fällen stellt: „Was willst du, Herr, das ich tun soll?“ Und sie erhielt ein klares Nein als Antwort. So überlegte sie: „Sollte ich nicht mit beiden Händen zugreifen, um für die Ver­wirklichung meiner großen Pläne diese so günstige Position auszunützen? War es Feigheit, daß ich zögerte? Warum wurde es mir denn immer unbehaglicher zu­mute? Es war, als umfriede mich die Gegenwart Got­tes nicht mehr. Ich arbeitete wie im Fieber, redete mehr, als ich sollte, betete und flehte und wäre so gern vorangegangen in meiner guten Sache; aber der Herr, mein Gott, schwieg dazu. In mir hörte ich nur das Wort: ,Ihr seid nicht euer selbst; denn ihr seid teuer erkauft.1 Nein, ohne meines Gottes Einwilligung wollte ich nichts tun. Aber waren diese merkwürdigen Be­gegnungen, diese günstigen Umstände, die ich ja in keiner Weise gesucht hatte, nicht doch von Gott gege­ben? Doch ganz leise tauchte immer wieder der Ge­danke in mir auf: Sollte dies alles eine Versuchung für mich sein? Wurde mir hier nicht eine glänzende Laufbahn angeboten, in der ich meines Gottes ver­gessen könnte?

Unter heißen Kämpfen in dunklen Nachtstunden kam ich endlich zu dem Entschluß, das ganze so lok- kende Angebot abzulehnen und zu versuchen, meine Pläne in Zürich zu verwirklichen. Ich sandte die im Entwurf nun fertige Denkschrift an eine Studienka­meradin nach Zürich. Von dort her kam dann die erste mich befriedigende Reaktion; klar, nüchtern, durchaus anerkennend, aber zu langsamem Vorgehen mahnend. Das war wohltuend nach all dem Gestürm und gab mir wieder etwas wie sicheren Boden unter die Füße. Die mir so wohlgesinnte einflußreiche Dame aber mußte ich durch meine Absage enttäuschen. Das tat mir weh; denn ich hatte die liebenswürdige, energische Frau schätzen gelernt und war für ihre Ermutigung und ihr weitgehendes Helfenwollen sehr dankbar gewesen. Ach, sie konnte die innersten Beweggründe meines Han­delns ja nicht verstehen und hat mir mein Zurückzie­hen auch falsch gedeutet. Ich fühlte mich beschämt und schuldig ihr gegenüber; denn ich war nicht zu­rückhaltend genug gewesen, wie es einem Menschen Gottes ziemte. Dafür war ich nun innerlich gestraft. Aber anders handeln konnte ich nicht; denn wo der Herr nicht vorangeht, darf und kann ich nichts be­ginnen.“

Kaum hatte sie sich zu diesem Entschluß durch­gerungen, kam der Friede Gottes wieder in ihr Herz, und sie konnte in aller Ruhe ihren weiteren Lebens­weg überlegen. Da kam es zu einem noch schmerzli­cheren Nein — von seiten ihrer Eltern. Sie mußte er­leben, daß ein klarer Weg mit Gott in der Nachfolge

Jesu oft einen großen Widerstand im engsten Fami­lienkreis finden kann.

Diese Wochen schwerer Kämpfe und eines traurigen Abschieds vom Elternhaus kann niemand anders schil­dern als die, die sie selbst durchlebt und durchlitten hat: „So fuhr ich nach Bremen, um nach längerer Zeit wieder einmal bei meinen Eltern zu sein, mich mit ihnen über meine weiteren Entschlüsse zu beraten und dort zu bleiben, bis meine Lage sich geklärt haben würde. Meine Eltern hatten von Anfang an meinen Studiengang gebilligt, und nach der Scheidung meiner Ehe hatte mein Vater mir auch die Mittel dafür zur Verfügung gestellt. Er war ein vermögender Mann und führte mit der Mutter nun im Alter ein behagliches Privatleben, nachdem mein einziger Bruder das große Geschäft übernommen hatte. Meine Eltern hätten wohl gern eine ,berühmte“ Tochter bei sich gehabt, und mein Vater legte es mir dringlich nahe, alles daran­zusetzen, in Deutschland mein Staatsexamen zu machen und mich dann als praktische Ärztin in Bremen nieder­zulassen. Er kannte meinen Idealismus von früher her noch und versprach mir, für meinen Unterhalt voll­ständig aufzukommen, so daß ich seinetwegen auch eine Armenpraxis führen könne. Es war nicht nur per­sönlicher Ehrgeiz, sondern auch Liebe zu mir, was ihn so denken und planen ließ. Als ich ihm erklärte, daß ich dazu alle Examina von der Matura an nachholen müsse, was mir jetzt, im Alter von siebenunddreißig Jahren, nicht mehr möglich sei, war er sehr enttäuscht. Das tat mir leid; denn ich liebte ihn und hätte ihm gern Freude gemacht.

Geradezu entrüstet aber waren meine Eltern über meine .religiöse Einstellung“, die ich ihnen von An­fang an nicht verhehlt hatte, die sie aber nicht recht ernst genommen hatten. Bei diesem Besuch zeigte sich schon in den ersten Tagen die tiefe Kluft, die durch meine Sinnes- und Lebensänderung zwischen mir und meinen Eltern entstanden war. Nie zuvor hatte ich so deutlich erkannt wie jetzt im Elternhaus, daß ich ,an- dem Geschlechts' geworden war. Ich hatte noch kein Wort von meinem Glauben geredet, als mein Vater mich streng zur Rede stellte über das .mystische Zeug', in das ich da hineingeraten sei, und das ich unbedingt ablegen müsse, denn damit wolle er nichts zu tun ha­ben; er wisse genug von diesen .Muckern' und wolle so etwas in seinem Hause nicht dulden; es sei eine Schande für ihn, wenn seine Tochter solche Wege gehe, das schicke sich nicht für mich. Der alte Mann — er war achtundsiebzig Jahre alt — redete und schrie sich dabei immer mehr in einen großen Zorn hinein. In tiefem Kummer, aber schweigend und innerlich zum Herrn flehend ließ ich diesen Gewittersturm über mich ergehen. Und als mein Vater schwieg, erschöpft und wie in sich zusammensinkend, da tat er mir sehr leid; aber still und fest mußte ich ihm erklären, von diesem Glauben könnte ich niemals lassen, auch wenn sie alle mich deswegen verstoßen würden. .Wenn du den kenn­test, an den ich glaube, würdest du anders denken, Vater.'

Von diesem Tage an erlebte ich eine Hölle im Eltern­haus. Fast täglich wiederholten sich die Bitten und Vorstellungen meines Vaters, die allemal im Jähzorn endeten. Vom Heilsweg Gottes irgend etwas zu sagen, war ganz unmöglich. Buchstäblich erlebte ich das Wort des Herrn: ,Des Menschen Feinde werden seine eige­nen Hausgenossen sein' (Matth. 10, 36). Es war mir ein tiefer Schmerz im Blick auf meine alten Eltern; aber eine verborgene Seligkeit lag auch darin, um meines Glaubens wülen solches zu erdulden. Ich ging still mei­nen Weg und besuchte meine früheren Freunde und viele Stätten meiner Kindheits- und Jugenderinnerun­gen. Es war überall ein wehmütiger Rückblick und ein schmerzlicher Abschied; denn ich wußte nun, daß in meiner Vaterstadt kein Raum für mich sei. Es war dort alles so fremd, so ganz anders als früher, weil in mir selbst ein Umbruch geschehen war, dessen Bedeu­tung ich erst jetzt in vollem Maß erkannte. Mein blo­ßes recht stilles Dasein im Elternhause regte meinen

Vater derart auf, daß er krank davon wurde. Und eines Tages bat mich meine Mutter, abzureisen und nie mehr heimzukommen, solange der Vater lebe, ,es sei denn, daß du diesen verrückten Glauben aufgibst und wieder ein vernünftiger Mensch wirst“. So ähnlich äußerte sich auch mein Bruder, und die meisten mei­ner alten Freunde und Bekannten schüttelten die Köpfe über mich. Wie konnten sie auch meinen Weg verstehen?

Wohin sollte ich mich nun wenden? Und was sollte aus mir werden? In all diesen Kämpfen und Nöten wurde meine Sehnsucht nach Alleinsein mit Gott im­mer stärker, so daß sie alles andere verdrängte. Da zog es mich mächtig zurück in die Schweiz. Wo anders konnte ich die Einsamkeit finden, die ich jetzt brauchte, um klarzuwerden über Gottes Absichten mit mir, und um alles Erlebte sich auswirken zu lassen, als dort, wo ich so manches Mal Zuflucht gefunden hatte auf stillen Alpen, und wo ich Land und Leute nun besser kannte als daheim? Ich brachte auch diesen Gedanken und mein tiefes Sehnen flehend vor Gott, und siehe, der Weg wurde mir deutlich freigegeben. So fuhr ich denn Ende September zurück nach Zürich, um mir von dort aus ein Übergangsasyl zu suchen und, wenn mög­lich, auch für eine Zeitlang jene Weltabgeschiedenheit zu finden, nach der ich mich vor allem sehnte. —

Nie vergesse ich jenen Abschied aus dem Eltern­hause. Ich wollte einen Nachtzug über Köln nach Zü­rich benutzen. Mein Vater verweigerte mir jeden Ab­schied und blieb den ganzen Tag unsichtbar, auch er mag schwer gelitten haben unter dieser Trennung. Meine Mutter begleitete mich bis an die Haustür, wo gegen Mitternacht der Wagen stand, der mich samt all meinem Gepäck zum Bahnhof bringen sollte. Niemand begleitete mich, niemand gab mir ein freundliches, tröstliches Wort zum Abschied, auch meine Mutter nicht. Es war eine trübe, regnerische Herbstnacht; mein Herz war schwer von Kummer, und über meine Seele senkte sich Dunkelheit. Nun war mir auch das

Elternhaus verschlossen, und alles war mir weggenom­men: meine Kinder, meine Ehe, meine Geschwister, meine Freunde. O wie einsam war mein Leben gewor­den! Sollte ich auch noch meine Heimat verlieren, die mir so teuer war? — Unter solchen Gedanken fuhr ich durch die lange, schwere Nacht. In Köln mußte ich eine Stunde auf den Schnellzug nach Frankfurt war­ten. Müde und angegriffen saß ich ganz allein im Frauenabteil des Wartesaals. Da kamen zwei katholi­sche Schwestern herein und setzten sich mir gegen­über. Sie lasen still in ihren Gebetbüchern, was mich merkwürdig beruhigte. Nach einiger Zeit trugen zwei Männer eine Bahre herein, auf der eine Schwerkranke lag, eine Begleiterin setzte sich daneben. Da bemerkte ich, daß die beiden Nonnen sich anschauten und zu­nickten, in ihren Büchern etwas aufschlugen und für die Kranke zu beten begannen, wobei ihre Lippen sich bewegten. Das geschah so selbstverständlich und in­nerlich, daß es mich tief bewegte und zugleich auch beschämte. Konnte ich nicht auch beten? Könnte Gott mir nicht auch einen Dienst anvertrauen an Kranken und Sterbenden, an Verirrten und Verlorenen? Keiner sprach ein Wort, die Kranke seufzte nur leise; aber wie ein stilles Wehen der Ewigkeit ging es durch den Raum, der nun seine Öde für mich verloren hatte. Mein Herz empfing einen tiefen Trost, es konnte wie­der vertrauend und betend aufschauen. — Da wurde mein Zug gemeldet. Mit leisem Gruß und dankbarem Blick auf die Schwestern ging ich hinaus und fuhr dann getröstet meinem Ziel entgegen.

Ich dachte, nur so lange in der Schweiz bleiben zu sollen, bis Gottes weitere Zubereitung und sein Marsch­befehl mich auf irgendeinen Kampfplatz führen wür­den, den ich entweder auf einem Missionsfeld oder in meinem Vaterlande zu finden hoffte. In diesem Sinne schrieb ich meinen Eltern und bat meinen Vater, mir noch so lange, bis mein Weg mir klar gezeigt werde, seine Unterstützung zu gewähren. Darauf veranlaßte mich mein Vater, einen Erbschaftsverzicht zu unter­

zeichnen; denn er sähe es schon im voraus, daß ich sein sauer verdientes Geld unter die Armen verteilen würde, ,da draußen' ausgenützt werde und schließlich noch Hunger leiden müsse. Das wolle er eben nicht, und sein Geld sollte im Lande bleiben. Er wolle mir aber für die Zeit meines Lebens eine Rente von den Zinsen meines Erbes ausstellen, wenn ich auf den Ver­zicht einginge. Als ich mit diesem Erbschaftsverzicht (es handelte sich zunächst um etwa hunderttausend Mark, die jede von uns beiden Schwestern nach des Vaters Tod erhalten sollte) zu einem Zürcher Notar ging, sagte dieser, es sei ja Unsinn, was ich da täte; mein Vater hätte gar kein gesetzmäßiges Recht, mich zu enterben. Ich bestand aber darauf, und er fertigte kopfschüttelnd das Aktenstück aus. Fortan bezog ich meine .Rente', die nun für alles reichen mußte. Der liebe Vater! Er glaubte, für mein ganzes Leben gut ge­sorgt zu haben, ahnte aber nicht, daß nach zehn Jah­ren alle seine Berechnungen über den Haufen gewor­fen wurden, als durch den Weltkrieg sein gesamtes Vermögen verlorenging und mein Rentenbezug von selber aufhörte. Gut war es für ihn, daß er es nicht mehr erlebt hat. Damals, als jener Erbschaftsverzicht unterschrieben war, hat er Ruhe bekommen. Mir aber blieb das Elternhaus verschlossen; ich habe meinen Vater nicht wiedergesehen.“

Viereinhalb Monate voller Einsamkeit

Das erste, was Minna Popken jetzt in der Schweiz tun mußte und tat, war, sich einen Platz zu suchen, wo sie wenigstens vorläufig ihren Wohnsitz haben konnte. Sie ging darum auf „Erkundungsfahrt“ und ließ sich auch da von ihrem Herrn führen. Es dau­erte nicht lange, da war ihr klar, daß sie in der Nähe des Aegerisees den rechten Platz gefunden habe. Mit einem jungen Mädchen war sie auf die Reise gegan­gen, und mit voller Freudigkeit kann sie bezeugen: „Nach einigem Suchen und Fragen kamen wir in ein großes, wohlgepflegtes Bauernhaus, wo uns eine alte Frau empfing. Liebe Mutter Henggeier, nie werde ich dein gutes Gesicht vergessen und die gemessene Freund­lichkeit, mit der du uns müde Wanderer damals auf­genommen und bewirtet hast! Viel Güte und Mütter­lichkeit hast du in der Folge auch in mein Leben hineingebracht. Das dort angebotene Haus, das dem jüngsten Sohn der alten Frau gehörte, war ein höl­zernes ,Chalet' mit etwa zehn Zimmern, zwei .Lauben' im ersten Stock und mit lieblichem Umgelände. Es lag ziemlich nahe am See, aber nicht unmittelbar an der Straße, so recht verborgen im Grünen. Sauber war es, gut im Stand gehalten und mit einfachen Möbeln versehen. Nachdem wir es gründlich angeschaut hatten, wußte ich sogleich, daß dies die für mich bereitete Wohnstätte sei. Ich mietete das Haus mit allem Zube­hör sofort um achthundert Franken im Jahr zum Ein­zug auf Anfang März 1904. Es war das Rothaus, in welchem ich sieben Jahre lang leben und arbeiten, kämpfen und leiden sollte. Zur Erziehungsschule Got­tes ist es mir geworden und zur Jugendstätte des Wir­kens im Glauben unter der Führung meines Herrn.“

Bevor sie aber dort einzog, war es ihr innerlich klar, daß sie noch einmal völlig in die Stille gehen sollte. Auch dafür fand sie einen geeigneten Platz und war dann viereinhalb Monate in solcher Einsamkeit, daß sie in dieser ganzen Zeit nur zwei Postsachen bekam (nur ein Mädchen wußte um ihre Bleibe und war von Minna Popken gebeten worden, nur die dringendsten Sachen nachzusenden). — Diese Zeit hat ihr entschei­dend gedient zum Wachsen und Ausreifen ihres jun­gen Glaubenslebens. Es war Mitte Oktober des Jahres 1903, als Minna Popken in die Einsamkeit eines fast völlig alleinliegenden Hauses bei Biberegg einzog, und sie hat später diese Zeit als einen Höhepunkt ihres ganzen Lebens bezeichnet.

Es war ein merkwürdiger Ort, der nur aus drei Häu­sern bestand, die, etwa hundert Schritt voneinander entfernt, sich um eine Kapelle lagerten. Die übrigen

Bauernhöfe des Ortes lagen weit verstreut in den Ber­gen. Die Biber fließt dort hindurch und bildet hier einen Bogen, der dem Ort den Namen Biberegg ver­liehen hat. In der kleinen Kapelle wurde jeden Mor­gen eine Messe zelebriert, und in einem der Häuser wohnte ein alter Kaplan, der diesen Dienst als eine Art Altersversorgung versah. In dem zweiten Haus lebte eine angesehene Bauernfamilie, und das dritte stand leer. In diesem war eine schöne, alte, saubere Bauernstube mit einer großen Fensterreihe und einem riesigen Kachelofen. Dort richtete sie sich nun ein. So schildert sie ihre äußere und innere Lage: „An der Fensterreihe und am Kachelofen entlang liefen höl­zerne Bänke ohne Lehnen. Vor einer von ihnen stand am Fenster ein großer, alter Tisch mit eingelegter Schie­ferplatte und davor ein hölzerner Stuhl. An der fen­sterlosen Wand des Zimmers befand sich ein großes, zweischläfriges Bett, das nichts als eine gepolsterte Untermatratze enthielt. Mein kleines Roßhaarkissen und zwei mitgebrachte Wolldecken vervollständigten das harte, kühle Lager, das ich damals nicht vertauscht hätte mit meinem heutigen bequemen Bett. Das war die karge Einrichtung des Zimmers. Auf die eine Seite des Tisches legte ich meine Bibel, etwas Schreibzeug und ein paar Bücher von Madame Guyon; weitere Lektüre hatte ich nicht mitgebracht. Auf die andere Seite stellte ich meinen kleinen Spirituskocher und et­was Geschirr. In der ungeheizten Nebenstube ver­wahrte ich einige Vorräte: Grieß, Reis, Hafer, Mehl und Brot, das ich mir selber im Kachelofen buk, et­was Dörrobst, einen Kranz Feigen, Erdnüsse, ein wenig Butter und ein Tröpflein Milch. Von den Bauern er­hielt ich billiges Gemüse, aus dem ich im Kachelofen eine Brühe bereitete, in der dann Reis oder derglei­chen zu einer dicken Suppe gekocht wurde. Ich ver­fügte über sehr wenig Geld. Aber das war mir gerade recht. Ein seliges und erwünschtes Losgelöstsein von all den kleinen Bequemlichkeiten und Genüssen des Daseins lag in jener mehr als einfachen Lebensweise.

Nun bestand mein Tagewerk hauptsächlich im Stu­dium der Bibel, im Gebet und im Stillesein vor Gott. Daneben schrieb ich nach Auszügen aus der Selbstbio­graphie der Madame Guyon an einer Arbeit über .Christliche Mystik“, die mir viel Freude und Gewinn brachte. All mein Sehnen und Wünschen war damals auf das eine Notwendige gerichtet, auf das Einssein mit Jesus. Und wunderbar neigte der Herr sich zu mir in seiner Gnade, mich elendes Geschöpf umhüllend und durchdringend mit der Kraft seines unauflöslichen Lebens.

Anfangs wollte eine gewisse Bangigkeit über mich kommen, wenn es in der Nacht gar so dunkel und grabesstill um mich war oder wenn unerklärbare Ge­räusche in dem großen Hause mich erschreckten. Da mußte ich einmal recht eindringlich an David denken, wie er, verfolgt von seinem Sohn Absalom, in dunk­ler Nacht auf der Erde schlief; und mit seinem Gebet: ,Ich liege und schlafe ganz mit Frieden; denn du allein, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne“ (Ps. 4, 9) bin ich seither manche Nacht eingeschlafen, bis der Friede Gottes mich so fest umhüllte, daß alle Furcht davon verschlungen wurde. In der Folge schloß ich nachts nicht einmal mehr die Haustür ab. Eine Geborgenheit hatte mich umfangen, in der ich ruhte wie ein Kind im Schoß der Mutter und restlos glücklich war. Da ich ja weder mit einem Menschen noch mit irgendeiner Kreatur reden konnte, sprach ich meist mit dem Herrn Jesus — ehrfürchtig und doch so vertraut, als wäre er mein bester Freund. Das geschah besonders dann, wenn irgendein Wort der Heiligen Schrift mir ins Herz fiel und ganz neue Erkenntnis mir dadurch geschenkt wurde.“

Aber nicht nur solche beseligenden Erfahrungen machte Minna Popken in diesen Wochen und Monaten, es ging auch durch große innere Kämpfe hindurch; vor allem haben sie eine Zeitlang schwere Träume ge­quält. Sie konnte es zuerst gar nicht fassen, wie es zu solchen Träumen kommen konnte, dann aber erkannte sie auch darin Gottes Führung, der sie in eine tiefere Erkenntnis ihres sündigen Wesens hineinbringen wollte: es ging durch viele Nächte hindurch, vor allem waren es Träume, in denen sie z. B. als Mädchen mit Män­nern zusammen tanzte o. ä. Bewußt hatte sie nie et­was Ähnliches erlebt und getan, um so mehr war sie zuerst geradezu empört über solche Traumbilder. Dann aber ging ihr auf, auch dahinter stand Gottes Wille: „Ich erfuhr, daß es Gerichtsnächte gab, die durch Got­tes Geist und nach seinem Willen über mich gekom­men waren, und daß er mir eine Belehrung darunter gegeben hatte, die ich nie mehr vergessen sollte, und die mein späteres Leben und Wirken wesentlich beein­flußt hat. Für ,gut‘ habe ich mich seither nie mehr ge­halten. Aber solches muß ein Mensch erst erfahren, bevor er es für alle Zeiten weiß.“ Zuletzt aber führten auch diese Erfahrungen demütigender Art nur mehr in die Anbetung Jesu hinein. Sie faßt dies Erleben in die vielsagenden Sätze zusammen: „Ich lernte die ge­samte Menschheit als eine Kollektivmasse des Verder­bens anschauen. Sie erschien mir wie ein einziger gro­ßer Teig, durchsetzt mit Sauerteig. Jeder einzelne Mensch bedeutete mir nach seinem Fleischeswesen ein Klümplein von dieser großen Masse — nur mit dem Unterschied, daß das eine an einen brutwarmen Ort kommt, an welchem das Sündenleben aufschwillt, das andre aber kühlgestellt wird und klein bleibt. Wel­ches Verdienst hat nun ein solcher Mensch, der sich seines sündhaften Wesens nicht einmal bewußt wird? Gar keines! Und alles bleibt nur Gnade. Ja, wahrlich, ich war auch ,so eine'; aber ich hatte es nicht gewußt, und die Menschen meiner Umgebung wußten es auch nicht. Jene Dirnen im Nachtcafe zu Bordeaux waren ja meine .Schwestern nach dem Fleische“. Und nichts erhob mich über sie als allein mein Glaube, dieses wundervolle Gnadengeschenk Gottes, das allen Men­schen, auch den Huren und Mördern, zuteil werden kann. Wahrlich, solches Erkennen ist notwendig, wenn einer mit Erfolg missionieren will, sei es in den Wild­nissen Afrikas oder in den Londoner Slums und an­derswo. — Seit diesem Erleben gab es für mich keine vergoldeten Idealbilder mehr unter den Menschen; ich war Realistin geworden, aber mit der gewissen Zuver­sicht des Glaubens an den allesvermögenden Erlöser. Wie wertvoll ist mir solche Erkenntnis geworden für meine spätere Arbeit in der Seelsorge! Diese Erfah­rungen an mir selbst hatten mich tiefsinnig gemacht für andere. Es war oft, als sähe ich in den Grund ihres Wesens hinein, der ihnen selber nicht bewußt war. Das Du aber schrieb ich fortan nicht mehr groß in meinen Briefen, wie wir Deutschen auch das Ich nicht groß schreiben. — Jenes gottgewirkte Erkennen meines grundverderbten Wesens war das wichtigste Resultat meiner so lang ersehnten Einsamkeit mit Gott.“

Aber noch etwas anderes sollte Minna Popken in diesen stillen Monaten erfahren und als Wirklichkeit erkennen lernen. Sie ist gerade darüber später oft et­was belächelt worden; aber sie konnte nicht anders, sie mußte bezeugen, was sie erlebt hatte, selbst wenn man sie darüber vielleicht als Ärztin nicht mehr über­all ernst nehmen würde. Dies Kapitel gehört zu den eigentümlichsten ihrer Lebensbeschreibung, und wir dürfen es in einem kurzen Lebensbild dieser besonde­ren Frau nicht überschlagen. So erzählt sie: „Ich er­wähnte schon, daß ich in dem großen Hause bisweilen merkwürdige Geräusche hörte, die ich mir nicht er­klären konnte, und einige Male sah ich im Halbschlaf oder beim Erwachen auch nebelhafte Gestalten. Sie waren nicht dämonisch wie damals in jener Nacht nach meiner Bekehrung; da war mir zum erstenmal die Realität der Hölle aufgegangen, die ebenso auf mich verlorenen Menschen gewartet hatte wie die himmli­sche Welt, als ich zitternd zwischen jenen zwei Ab­gründen gestanden hatte. Nein, jetzt war es keine Hölle, die mir entgegentrat, es mußte etwas anderes sein, und bald kam mir darüber auch Klarheit. Eines Tages war ich in der großen, kahlen Küche, um meine Wäsche zu waschen. Ich hatte Feuer auf dem Herd gemacht und stand singend an der mir ungewohnten Arbeit Plötzlich hörte ich etwas wie ein Seufzen und Flüstern um mich herum, und es war mir, als würden meine Kleider wie von unsichtbaren Händen leise berührt — ich schaute ringsum, sah aber nichts. Zuerst wollte mir die Sache unheimlich werden; es war, als müsse ich fliehen von dem Ort; aber dann betete ich und fragte den Herrn, was das bedeute. Eine direkte Antwort bekam ich nicht; aber in meinem Herzen wußte ich mit plötzlicher Klarheit: Hier sind arme Seelen, die keinen Frieden haben und keine Ruhe finden. Da verschwand die Furcht in mir, und ich be­gann mit ihnen zu reden vom Herrn, von der Gnade Gottes in Christo. Erst wollte mir das merkwürdig Vorkommen, daß eine normale, in der Wissenschaft wohlbewanderte Medizinerin in einem ganz leeren Raum zu jemanden redete. War denn das nicht .ver­rückt\*? — Aber nein, hier waren Wirklichkeiten. Ich verbot nun diesen armen Seelen, mich je wieder zu berühren; auch sagte ich ihnen, sie dürften nicht in die Wohnstube kommen, sondern sollten dort in der Küche bleiben. Ich aber wolle jeden Abend für sie beten. Darauf wurde es ruhig und ganz feierlich. Nach­her beschäftigten mich andere Dinge. Meine Wäsche hing an der Leine, und ich saß bei der Lampe vor meiner Bibel. Plötzlich hörte ich lautes Klopfen von der Küche her, so, wie wenn auf Eisen geschlagen würde; ich erschrak, aber gleich darauf fiel mir ein: Du wolltest ja beten für die armen Seelen dort. Ich rief laut den Namen ,Jesus\*, ging dann auf die Knie, betete zuerst ein Vaterunser und dann inbrünstig aus dem Herzen für jene armen Seelen, die vor Not und Schuld keine Ruhe fanden: ,0 du Lamm Gottes, er­barme dich ihrer!\* Das wiederholte ich nun alle Abende. Wenn ich es je vergaß, kam wieder das sonderbare Getön aus der Küche. Seither werde ich immer sehr traurig, wenn ich evangelische Prediger behaupten höre, nach dem Tode gäbe es keine Gnade mehr.“

Sie fügt diesem Zeugnis der Erfahrungen grundsätz­liche Überlegungen hinzu:

„Warum schreibe ich von diesen Dingen? Weil ich viel daraus gelernt habe über den Heilsweg Gottes, und weil es mir später in meiner psychiatrischen Pra­xis zugute kam, daß ich .Dämonen“, wie sie der Herr Jesus je und je von Besessenen ausgetrieben hat, un­terscheiden lernte von armen Seelen, die keine Ruhe finden.“

„In der Bibel finde ich keine Stelle, die uns gebietet, für Verstorbene zu beten. Die katholische Kirche macht zwar Kultus und Pflicht daraus für jedermann; aber als evangelische Gläubige kann ich das nicht anneh­men. Trotzdem erkenne ich das hier Geschilderte als eine Realität, die man nicht ohne weiteres übersehen kann. — Manchmal noch wurde ich innerlich gedrängt, für arme Seelen zu beten. Später, als meine Kraft mehr verbraucht war, hörte das von selber auf. Aber auch heute denke ich an Verstorbene als an solche, die der Gnade Gottes noch teilhaftig werden können, wenn sie-dieselbe suchen. Denn .dazu ist Christus auch gestor­ben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Tote und Lebendige Herr sei“ (Röm. 14, 9).“

Neben diesen Erlebnissen und neuen Erkenntnissen innerer Art hatte Minna Popken auch äußerlich viele schöne Erfahrungen. Eine der Gebetserhörungen, die ihr zuteil wurden, muß erzählt werden. Sie ist mit eine der schönsten, von denen sie berichten kann: „Es mochte etwa Mitte Januar sein, als die große Kälte und die ungewohnte Lebensweise meine Körperkraft lahm­zulegen begannen. Ich fühlte mich krank, und eines Morgens konnte ich nicht mehr aufstehen, vermochte kaum ein Glied zu bewegen und hatte große Schmer­zen. Es schien sich um eine Entzündung zu handeln. Mit solcher Möglichkeit hatte ich nicht gerechnet, als ich in die Einsamkeit ging, und nun lag ich ganz hilf­los da, aber in tiefem Frieden meine Not vor dem Herrn ausbreitend, in der Gewißheit, er werde einen besonderen Segen daraus hervorgehen lassen. Aber in der Stube wurde es kalt; wie sollte nur der Ofen ge­heizt werden? Und ich hatte auch nichts zu essen. Doch ich wußte und vertraute, der Herr werde mich nicht verlassen. Um Mittag war es, als befehle mir jemand: ,Steh jetzt langsam auf, schieb dich an dem Stuhl (den ich abends immer ans Bett stellte) in die Nebenstube und schaue hinaus!\* Ich gehorchte dem Befehl mit gro­ßer Mühe, und als ich an jenes Fenster trat, sah ich den Weg herauf den Sohn des Hausbesitzers mit einem Schlitten voll Holz kommen. Es war höchst selten, daß von dorther jemand ins Haus kam. Ich konnte gerade noch das Fenster öffnen und hinunterrufen, er möge doch zu mir heraufkommen, wenn der Schlitten ab­geladen sei. Dann schob ich mich an dem Stuhl zurück und legte mich wieder ins Bett. Ach, wie schwer das ging! Bald trat der junge Bauer in die Stube. Ich bat ihn, den Kachelofen zu heizen, und während er war­ten mußte, bis die .Reiswolle\* (Reisigbündel) verbrannt war und die Glut zurückgeschoben werden konnte, saß er bei mir im Zimmer auf der Ofenbank und erzählte folgendes: Sie hätten beim Mittagessen gesessen, da habe der Vater zu ihm gesagt, er solle gleich gehen und das Holz ins obere Haus in die Scheuer bringen. Er, der Sohn, habe gemeint, das .pressiere\* doch gar nicht, aber der Vater hätte ihm nach dem Essen keine Ruhe gelassen, er müsse jetzt sofort gehen. Da sei er eben gegangen, und nun wisse er, warum. Mir aber klopfte das Herz vor Dank und Freude. So bis ins kleinste hinein sorgte der Herr für mich.“

Diese äußere Hilfe hatte noch eine schöne innere zur Folge. Die Schwester dieses jungen Mannes, Kathri, wurde ihre treue Freundin in diesen Monaten. Sie kam zum ersten Male während der Krankheitstage, und dann wurde es zu einer lieben Gewohnheit, daß sie jeden Abend einige Zeit bei Minna Popken saß. Unser Blick weitet sich, wenn wir hier in das Glaubensleben eines schlichten katholischen Mädchens hineinschauen und sehen, wie Christus auch Menschen verschiedener geistiger Herkunft so fest verbinden kann: „Es war eine wachsende Freude für mich, diese schlichte, fromme Seele zu erkennen. Kathri war ein außergewöhnlich hingegebener, dienstbereiter Mensch. Wo in der Ver­wandtschaft oder Nachbarschaft eine Not, ein Leid war, wo es galt zu pflegen oder bei Sterbefällen zu beten, da ging sie hin. Sie erzählte von allem Elend in der Ort­schaft und im nächsten Dorf. Und das geschah so an­spruchslos und einfältig, daß sie selbst dabei ganz in den Hintergrund trat. Bald merkte ich, daß sie um die­ser tiefen Gespräche willen sehr gern zu mir kam. Ich sprach auch mit ihr vom evangelischen Glauben, vom Herrn und von dem, was ich tagsüber in der Bibel ge­lesen hatte. So knüpfte sich ein inneres Band zwischen uns. Jeden Morgen um sechs Uhr läutete Kathri in der kleinen Kapelle die Messe ein. Das war jahraus, jahrein alle Tage ihr Amt, dem sie mit absoluter Pünktlichkeit oblag. Ich erwachte gewöhnlich an ihrem Läuten und war dann gleich mit ihr verbunden. Wenn sie das Verwandlungsglöcklein läutete und ich wußte, nun glaubt die fromme Kathri an das Mysterium der Umwandlung des Brotes in den Leib des Herrn und des Weines in sein Blut, dann glaubte ich betend in meiner Weise an die ewig wirksame Kraft des Blu­tes Jesu und an seinen für uns gebrochenen Leib. An das Mysterium der Verwandlung glaubte ich nicht, und in die Messe ging ich nie; denn ich glaubte der Heili­gen Schrift, die so ausdrücklich das einmalige Op­fer des Herrn verkündigt. Aber dennoch waren Kathri und ich tiefer miteinander verbunden, als ein Glaubens­bekenntnis es darstellen kann.

Kathri gewöhnte sich daran, jede Not, alle ihr auf­steigenden Lebensfragen abends zu mir zu bringen und auf das zu hören, was ich ihr zu sagen hatte. Ich erzählte ihr von meinem Hunger nach Gott, von mei­ner Bekehrung und von meiner großen Sehnsucht, für Jesus allein nur zu leben und zu arbeiten. Ach, wie sehnlich wollte auch sie nur dies eine!

An Kathri beobachtete ich, wie bei Gott kein An­sehen der Person gilt. Nicht auf .Bildung', auf Wissen,

Können und gute Werke kommt es an, ja nicht einmal auf die moralische Qualität eines Menschen, wenn Gott seinen Sohn in ihm offenbaren will, sondern allein auf die Lebensrichtung zu Gott und auf die Annahme des uns geschenkten Glaubens. Und immer ist das Sein in Christo mehr wert als alles Tun für ihn.“

Gegen Ende Februar ging diese wichtige stille Zeit im Leben Minna Popkens zu Ende. Sie kehrte nach Zürich zurück und zog dann am 4. März 1904 ins Rot­haus am Aegerisee ein; dort begannen dann die sieben Jahre Erstlingsarbeit im eigentlichen Dienst ihres Herrn.

Erlebnisse und Erkenntnisse im Rothaus

Es war in jeder Weise ein schwerer Anfang. Geld war außer der kleinen Rente nicht da, äußerlich fehlte bis auf die wenigen Möbel, die Minna Popken mit­brachte, alles im Haus, und vor allem war sie ja vor­läufig völlig imbekannt; es kam vorerst niemand, der sie ärztlich in Anspruch nahm. Ihr Plan war, jeden aufzunehmen und zu beraten, der sich an sie wenden würde. Da galt es nun zu warten, bis der Herr ihr Menschen zuführen würde, und bis dahin alle Arbeit selbst zu tun.

Es fehlte nicht an vielfacher treuer Hilfe, es kamen mehrfach gerade im rechten Augenblick Menschen, die ihr beisprangen, z. B. gleich in den ersten Tagen er­schien ein ihr bekannter Schreiner und bot ihr seine Hilfe an. „Ich sagte etwas erschrocken, daß ich mir den Luxus eines Schreiners nicht leisten könne. Da lachte er und erwiderte, er wolle ja keinen Rappen dafür haben und sei mit der einfachsten Kost zufrieden, er wolle nur helfen, bis da im Hause alles in Ordnung sei. Seine Frau habe ihm keine Ruhe gelassen, da sei er eben gekommen. Die Frau war vor ihrer zweiten Hei­rat meine erste Wirtin in Zürich gewesen, und eine in­nere Verbindung war zwischen uns bestehen geblieben. Vor fünf Monaten, ehe ich nach Biberegg ging, hatte

ich sie am Samersee einmal besucht und ihr gesagt, daß ich Anfang März ins Rothaus in Oberägeri ein­ziehen würde. Und nun stand ihr Mann vor mir! Wie merkwürdig war mir das, und wie dankte ich dem Herrn in meinem Herzen für diese wertvolle Hilfe! Alles Grobe und Schwere tat — wie ganz selbstver­ständlich — dieser tüchtige Mann; und als dann die Sonne des herben und lieblichen Vorfrühlings zu leuch­ten begann und den Schnee in den Gründen zum Schmelzen brachte, da wurde es recht hoffnungsvoll in meinem Herzen. Als das Haus einigermaßen einge­richtet war, reiste unser lieber Schreiner wieder ab. Ich habe seinen treuen Dienst von damals nie mehr vergessen. So auch ein anderes Mal: Ein junger Mann bat um Aufnahme für einige Wochen. Er war der Sohn eines mir befreundeten Malermeisters in Deutsch­land, der den Wunsch hatte, seinen Jungen eine Zeit­lang bei mir unterzubringen. Anfangs hielt ich diese nicht gerade große Hilfe für unnötig; bald aber er­kannte ich, wozu auch dieser neue Hausgenosse mir geschickt war. Hans, so hieß er, machte Farbanstriche, wo es notwendig war, hackte Holz, half im Garten und verrichtete sonstige kleine Arbeiten.“

Eines Mannes gedenkt Minna Popken in besonderer Dankbarkeit, er kam und blieb dann für etwa zehn Jahre ein treuer Mitarbeiter. Das war Oswald Eymann. „Er war von Beruf Bäcker, arbeitete aber schon seit Jahren lieber als Gärtner und bot mir nun für Gar­tenarbeiten seine Hilfe an. Als ich ihm von meiner Geldknappheit sprach und von der Unmöglichkeit, einen Gärtner zu halten, sagte er, daß er keinen Lohn be­anspruche, wenn er nur eine Zeitlang neben mir leben dürfe. Da nahm ich ihn mit Freuden auf. Zunächst kam er nun für einige Monate, bis das Umgelände des Hauses in einen Gemüse- und Blumengarten verwan­delt war. Im nächsten Frühling aber kam er wieder, um dann dauernd bei uns zu bleiben. Etwa zehn Jahre lang ist dieser treue, tüchtige junge Mann bei mir ge­wesen und hat durch schwere Jahre hindurch die La­

sten des Betriebes mit mir getragen. Wie dankbar bin ich noch heute für den Dienst Oswald Eymanns! Da­mals im Rothaus erlebte er mit mir den armseligen Anfang und unser seliges Armsein im Dienste des Meisters.“

In allem mußten sie sich einschränken, und viel un­gewohnte Arbeit tat Minna Popken selbst. Alle Mit­tage gab es dasselbe: Kartoffeln in etwas Fett gebra­ten, ein Stück Käse dazu und grünen Salat aus Sauer­ampfer und Löwenzahn. Morgens gab es irgendeinen dicken Brei, der nachts in einer selbstgemachten Heu­kiste gar wurde, dazu ein Glas Milch, etwas gekochtes Dörrobst und ein Stück Schwarzbrot. Abends gab es wieder ein Glas Milch, dazu Schwarzbrot, Erdnüsse und Feigen. Das war alles, weitere Mahlzeiten gab es nicht; Fleisch, Kaffee, Tee, alkoholische Getränke ka­men im Rothaus nicht auf den Tisch. Es war eine ge­sunde Kost und eine merkwürdige Haushaltung in schlichter Aufmachung.

Es ging bei alledem auch durch innere Anfechtungen hindurch, ob dieser Weg wohl der gottgewollte sei. So erzählt Minna Popken aus diesen Tagen: „Drei Wo­chen lang lag ich so, ohne daß jemals das Bett gemacht werden konnte. Es war eine Zeit großer Schmerzen und schwerer Kämpfe. Oft wollte ich schier verzagen, und immer wieder fragte ich den Herrn: ,Habe ich denn falsch gehandelt? Bist du nicht bei mir? Ist denn dein Arm zu kurz, um zu helfen? Was soll ich tun hier in dem einsamen Haus?“ Ich wollte doch Arme, Elende, Heimatlose aufnehmen um seinetwillen, wollte ihm gehorchen, nur für ihn dasein und anderen dienen mit den Gaben, die mir gegeben waren. — Plötzlich aber kam ein Strömen der Liebe Gottes über mich, wie ich es nie zuvor erfahren hatte. Es war wie eine Woge von Kraft und Licht, die mich überflutete und über­strömte. Ich wagte nicht, mich zu bewegen, und blieb ganz still liegen unter dieser seligen Berührung, die mir alle Not und alle Schmerzen bei weitem aufwog. Es war an einem strahlend schönen Sonntagmorgen, als dieses unvergeßliche Erlebnis über mich kam. Im Dorf läuteten die Glocken. Ich war ganz allein im Hause, die andern waren spazierengegangen, und als sie heimkamen, brachten sie mir Sträuße erster Früh­lingsblümchen. Ich aber lag noch lange in tiefem Frie­den und in unbeschreiblicher Seligkeit.“

So ganz langsam kamen einzelne Menschen, um die Hilfe der Ärztin zu erbitten, manche wurden ganz auf­genommen, manche wurden einfach behandelt und gin­gen dann wieder fort. Es waren nicht immer Menschen, die leicht zu tragen waren; aber Minna Popken nahm sie aus Gottes Hand und sah sie als ihre Erzieher Gottes an, durch die sie am inwendigen Menschen rei­fen sollte. Einmal erlebte sie in einer äußeren Not wieder eine besonders freundliche Ermunterung: „Es handelte sich um eine kleine Betriebserweiterung, für die ich etwa sechstausend Franken benötigte. Eine Pa­tientin, die schon längere Zeit bei mir war und sich eingehend nach diesen Umständen erkundigte, bot mir diese Summe von sich aus an. Ich sagte ihr, das könne ich nicht annehmen; denn ich wisse ja nicht, ob ich immer in der Lage sein würde, die Summe zu verzin­sen. Sie sagte, sie wolle ja keine Zinsen, sie wolle mir das Geld schenken. Da fragte ich sie, ob denn ihre Eltern damit einverstanden seien; ich wollte nicht ge­gen den Willen der Familie soviel Geld von ihr neh­men. Ich ging damit fragend vor den Herrn, und jene Frau holte die Einwilligung ihrer Eltern ein, die ihr schriftlich gegeben wurde. Dann erst durfte ich das Geld nehmen ,als vom Herrn' und ihm von Herzen danken. — So regulierte der Herr im Kleinen wie im Großen meine Einnahmen und Ausgaben und hielt mich in steter Abhängigkeit von ihm.“

Trotzdem blieben Zeiten der Bangigkeit nicht aus, und manchmal wollte der Geist der Sorge sich ein­schleichen, ja es kamen sogar Stunden, da die Haus­mutter selbst geradezu von dämonischen Geistern an- gefochten wurde. Zwei dieser Erlebnisse müssen fest­gehalten werden, weil sie uns zugleich einen Blick tun lassen in die schlichte J esusgläubigkeit, die Minna Popken prägte: „Eines Nachts erwachte ich, von einer furchtbaren Angst gepackt, und fühlte mich am ganzen Körper wie von einer unheimlichen Macht geknebelt, die mich zu erdrosseln schien. Ich wollte rufen — und konnte nicht, mich bewegen — es ging nicht. Der Angstschweiß brach mir aus, und es schien mir, als sei ich verloren. Da rang sich aus meinem Innern et­was durch wie eine Gegenmacht — und erst lallend, dann aber klar und kräftig wie ein Siegesruf kam der Name ,Jesus“ aus meinem Munde. ,Jesus, Jesus!“ Ich erwachte zu vollem Bewußtsein und sah eine scheuß­liche Gestalt mit haßverzerrten Zügen zurückweichen. Der Spuk war verschwunden und mit ihm meine vor­herige Gemütsdepression. Seither wußte ich, daß dieser Name, .darinnen wir sollen selig werden“, mir tief ins Herz gedrückt war, und er wurde mein Talisman ge­gen die Mächte der Finsternis. O, wie oft habe ich ihn gebraucht, diesen .Namen voller Ruh und Kraft: Jesus“!

Noch einmal versuchte der Feind mich zu erschrek- ken. In einer der folgenden Nächte sah ich im halben Erwachen, wenn das unterschwellige Bewußtsein noch in Tätigkeit ist, den gleichen Dämon an meinem Bett ste­hen und hörte eine hohnvolle Stimme sagen: .Alles ist Einbildung! Dieser Jesus Christus existiert gar nicht!“ Da erwachte ich zu klarem Bewußtsein, fuhr in die Höhe und sagte fest: .Wenn das Einbildung ist, so will ich in dieser Einbildung selig werden; es ist ja das Höchste und Beste, das ich kenne. O Jesus, Jesus, Je­sus!“ Die Gestalt verschwand, und ich konnte in Glau­bensfreudigkeit mein Tagewerk beginnen. Seither hat mich kein Dämon mehr nachts beunruhigt.“

Eine besonders wichtige Erkenntnis wurde Minna Popken in diesen sieben Jahren erschlossen im Blick auf die Zusammenhänge zwischen Sünde, Krankheit und Glaube. Sie beschreibt dies Erleben so: „In jenem bedeutsamen Winter — dem ersten nach dem wunder­vollen Winter in Biberegg — wurde mir noch eine weitere wichtige Erfahrung zuteil: Ich lernte Krank­heiten des Leibes, diese oft so peinvollen Auswirkun­gen des Todeswesens, dem wir alle verfallen sind, vom Standpunkt des Glaubens einschätzen. Dabei erfuhr ich an mir und später auch an meinen Patienten, daß unsere Krankheiten in Gottes Hand eine nicht unwich­tige Bedeutung für unseren Werdegang gewinnen kön­nen. Jede gottgewirkte Heilung aber erschien mir wie eine leise Verklärung des nichtigen Leibes.

Im Laufe des sehr kalten Januars wurde das Ner­venleiden, das ich nun schon ein Jahr lang mit mir herumtrug, fast unerträglich. Wie es bei solchen Nerven­entzündungen häufig der Fall ist, setzten die Schmerz­anfälle — mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerkes — immer zu gleicher Zeit ein. In jeder Nacht weckten sie mich um zwei Uhr. Dann wanderte ich oft stundenlang im Zimmer umher, um die Schmerzen nur einigerma­ßen ertragen zu können. So war es wochenlang gegan­gen. Schmerzstillende Mittel wollte ich nicht nehmen, denn ich wartete auf das Eingreifen des Herrn, das ich ja mehrere Male schon erfahren hatte.

Eines Tages schrieb mir eine Bekannte aus Zürich, sie leide ganz furchtbar an Ischias und wisse sich gar nicht mehr zu helfen; ich möge doch für sie beten. Arme Frau, ich versetzte mich lebhaft in ihre Lage, die viel ernster war als die meine. Sie war Witwe und betrieb ein kleines Ladengeschäft, um sich und ihre noch jungen Kinder durchzubringen. Ich begann in­brünstig für sie zu beten, die Not dieser bedrängten Seele vor Gott ausbreitend. Während ich so flehte, be­kam ich den inneren Eindruck, daß mein Gebet er­hört sei, daß ich die Frau aber im Mai zu mir einladen solle. Darauf wurde ich innerlich getrieben, auch für mich selber jetzt endlich um Heilung zu beten. Ich tat es, tief versenkt im Anschauen des Herrn, und ver­harrte den Tag über in Gebetssammlung.

In der Nacht darauf schlief ich fester als gewöhnlich, und als ich erwachte, fühlte ich nicht wie sonst die heftigen Schmerzen; selbst nach einigen ängstlichen Bewegungen blieben sie aus. Ich machte Licht und

sah zu meinem Erstaunen, daß es nicht zwei Uhr nachts, sondern sieben Uhr morgens war. Vorsichtig stand ich auf, immer noch in Erwartung der Schmer­zen; aber sie kamen nicht und blieben auch den Tag hindurch aus. Ich war geheilt! — Mit Staunen und Anbetung stand ich vor dieser wunderbaren Tatsache, die ich nach all den ausgestandenen Leiden kaum be­greifen konnte, die ich aber erlebte. Die Krankheit war fort und kam nicht wieder; sie hat auch weder Schwäche noch Verwachsung zurückgelassen, wie es sonst nach Ausheilung eines schweren Ischias häufig der Fall ist. Ich war vollständig geheilt, konnte wieder tüchtig arbeiten, das Haus putzen und alles vorberei­ten zum Empfang neuer Gäste im Frühling. Jeder neue Tag dieser wiedergeschenkten Gesundheit wurde mir zu neuem Dank und zu neuer Freude. Aber meine Freude galt fast weniger der Befreiung vom Leiden als der wundervollen Erkenntnis: ,Das hat der Herr getan! So zart, so gütig und leise ist er gekommen, in­des du schliefest. O, mein Heiland, jetzt wirst du mich auch weiter in deiner Hand halten! Könnte ich in Krankheitsnot je wieder verzagen, nachdem ich solche Barmherzigkeit von dir erlangt habe?“ Nicht vergebens hatte ich unter der Not der Schmerzen seiner geharrt, und wußte ich es nicht immer, auch in den größten Schmer­zen: Das gehört zur Erziehung in deines Gottes Schule? Oft habe ich das Wort des heiligen Franziskus vor mich hin gesagt: ,Ihr Schmerzen, liebe Schwestern, ich danke euch, daß ihr mir so treu seid!1 Dann ist er auch für mich gekommen, der Tag, an dem ich um Heilung nicht nur beten durfte, sondern mußte. Wieviel kostbarer und seliger waren solche Führungen Gottes als jene ,Gesundbetereien“, die ich in der .Christian Science“ und ähnlichen Sekten genügend kennenge­lernt hatte, um sie entschieden abzulehnen! Sie mach­ten mir den Eindruck religiöser Kurpfuscherei, mit der ich nichts zu tun haben mochte. Immer tiefer erkannte ich damals, daß wir uns auch in Krankheitsnöten unter die Zucht des Heiligen Geistes zu stellen haben und

nidit einfach drauflos beten dürfen, um die lästige Krankheit loszuwerden.“

Zusammenfassend sagt Minna Popken darüber dann: „Ein Gebet um Heilung, das ich aus eigenen Wünschen, aus persönlicher Leidensscheu oder in ärztlichem Eifer für andere vor Gott brachte, wurde nie erhört. Sobald ich aber nach seinem Willen, getrieben vom Heiligen Geist, in ernstlichem Flehen vor Gott lag, trat jedes­mal Heilung ein. Aber bevor ich so um Heilung beten durfte, ging es durch ernste Prüfungen und durch Gerichtsstunden. Mein Leben zu Gott hin mußte in Ordnung sein; keine unvergebene Sünde durfte zwi­schen ihm und mir liegen, wenn er mir als mein Arzt begegnen wollte. Wie heilsam ist mir diese Schule ge­worden! Stilles Tragen aller Leiden, bis der Herr sel­ber durch den Heiligen Geist Lösung und Befreiung wirkt nach seinem Willen — das war meine Losung in kranken Tagen. Das hatte ich auch meinen Patienten zu verkündigen und habe es getan.“

Das entscheidende Erleben aber dieser ganzen Jahre war der Umgang mit Gottes Wort und das Erwachen echten Gebets. Selbstverständ­lich hatte sie täglich für sich selbst Gottes Wort gele­sen, meist sogar kniend, natürlich hatte sie für sich allein treu weitergebetet; aber daß sie auch mit ande­ren zusammen beten mußte, und daß sie Gottes Wort auch den Gästen weitergeben konnte, daran hatte sie zuerst mit keinem Gedanken gedacht.

Als Hausgehilfin hatte sie damals eine Dora, die treu ihre Arbeit tat, aber oft doch auch von einem finsteren Geist befallen wurde. Da geschah es eines Tages während des ersten Winters: „Es wurde mir“, so berichtet sie, „zu dringlicher Notwendigkeit, dem Worte Gottes in unserem Hause Raum zu schaffen, da­mit es nicht nur in meinem Herzen, sondern auch in unserem Zusammenleben sich auswirke. Ich sprach mit Dora darüber und beschloß mit ihrer Einwilligung, für uns beide damit zu beginnen. Zu diesem Zweck ließ ich Anfang Januar ein Losungsbuch der Brüderge­meine kommen, und wir lasen nun gemeinsam jeden Morgen die darin gegebenen Abschnitte. Danach san­gen wir ein Lied aus dem Kirchengesangbuch und nah­men dann unser Frühstück ein.

An einem Morgen, den ich bis heute nicht vergessen habe, lasen wir aus der Geschichte Sauls, wie er den jungen David liebgewinnt, und wie durch dessen Saiten­spiel der böse Geist von dem König abläßt. Dora stand, wohl infolge ihrer Krankheit, schon seit einigen Tagen unter einem finsteren Geist, wie es manchmal der Fall war, und ich hatte den Herrn ganz innig für sie gebe­ten um seinen Heiligen Geist. Während ich nun diese im Losungsbuch angegebene schöne Schriftstelle las, wurde ich so stark davon bewegt, daß ich nach der Le­sung die Augen schloß und — betete. Es war das erste­mal, daß ich mit einem andern betete. Mir klopfte da­bei das Herz, als wolle es zerspringen, und Dora sagte mir hernach, ihr habe ,bi dem kuriose Tue“ das Herz bis an den Hals geklopft, aber ihr ,böser Geist' war gewichen. Ob das Gottes Antwort war auf mein Gebet für Dora? Ich nahm es so an und betete nun jeden Morgen mit ihr, obwohl ich merkte, daß sie sich inner­lich dagegen sträubte. Nach und nach aber öffnete sie das Herz dafür, und unser Zusammenleben wurde da­durch viel reibungsloser als vorher. Nun war es, als sei ein Bann gewichen, und ich blieb konsequent bei diesen Lesungen mit nachfolgendem Gebet.“

Was da zwischen Minna Popken und Dora zu einem inneren Bedürfnis geworden war, wirkte sich dann sehr bald auch im ganzen Zusammenleben des Hauses, auch für die Gäste, aus. Zuerst war es mehr ein be­tendes Lesen, das Minna Popken morgens mit ihren Patienten übte, dann aber wurde es doch eine richtige Auslegung des Wortes und eine echte Weitergabe der Wahrheiten, die ihr selbst aufgingen. Ein Pfarrer, der einige Tage als Gast im Rothaus war, gab den letzten Anstoß in dieser Richtung. Sie hatte es wieder so ge­halten wie immer: einen Abschnitt aus Gottes Wort vorgelesen und dann im Gebet ausgesprochen, was ihr dabei besonders wichtig geworden war. „Da sagte die­ser Pfarrer plötzlich: ,Was treiben Sie denn da? Das ist doch etwas recht Ungewöhnliches und auch Unge­schicktes. Denken Sie nur, diese hochgeistlichen Ge­spräche beim Frühstück! Da bleibt einem ja der Brei (den wir damals jeden Morgen aßen) im Halse stecken. Sie könnten das alles doch vorher sagen und Morgen­andacht halten wie andre Leute auch.“ Auf meine Ein­wendung, daß mir das unmöglich sei, ich hätte es ja nicht gelernt, sagte er: ,Ach was, eine gescheite Frau wie Sie, die schon so viel geistig gearbeitet hat, sollte nicht einmal eine einfache Morgenandacht zustande bringen?“ Als ich mich mit dem Wort des Paulus wehrte: ,Das Weib schweige in der Gemeinde!“ und ihm er­klärte, ich hätte nie daran gedacht, Wortverkündigung zu treiben, das sei doch Sache des Mannes, da lachte er und meinte: ,Na, Sie studierten ohne Bedenken Medi­zin und wollen jetzt solch engen Kreis um sich ziehen?“ Ich war erschrocken und verwirrt über diese Rede, be­sonders als er sagte: .Schweigen Sie denn etwa in der Gemeinde, wenn sie solche Gespräche führen?“ Da mußte ich an das Wort des Herrn denken: .Wenn diese schweigen, werden die Steine reden.“ Nein, schweigen von dem, was mich so mächtig bewegte, konnte ich nun nicht mehr, aber zu .reden“ wagte ich auch nicht. Als der Herr Pfarrer mein Zögern bemerkte, sagte er: .Gleich morgen fangen Sie an, und Sie werden bald sehen, daß es geht, und daß ich Ihnen jetzt zu einem notwendigen Entschluß verhelfe . . .“ Da sagte ich zu.“ „Am andern Morgen ging ich sehr zaghaft hinunter und setzte mich an meinen gewöhnlichen Platz am Fen­ster, wo der kleine Tisch mit der Bibel stand. Nachdem ich die ganze Schriftstelle gelesen hatte, deren Schluß mein Textwort bildete, nahm ich all meinen Mut zu­sammen, zog das Bibeltischchen vor mich hin und kün­digte den etwa fünfzehn bis zwanzig Hörern an, daß ich über das zuletzt gelesene Wort gern einiges sagen möchte. Was ich sagte, weiß ich nicht mehr; aber es war wenig und schlecht, kam stockend und verlegen heraus, und erstaunte oder verlegene Gesichter schau­ten mich an. Der Herr Pfarrer aber nickte mir ermuti­gend zu. Nachher beim Frühstück waren alle schweig­sam. Da machte der Pfarrer einige humorvolle Bemer­kungen, welche die gedrückte Stimmung verscheuchten. Ich sagte, daß er es sei, der mich zu diesem kühnen Unternehmen verführt habe, und damit war für dieses Mal die Spannung gelöst.

Dies war mein erster Versuch der Wortverkündigung, die später eine solch tiefe Bedeutung für uns gewon­nen hat, und die in meiner Arbeit soviel Raum ein­nehmen sollte. Aller Anfang ist schwer. Aber so schwer ist mir der Anfang auf keinem Gebiet geworden wie auf diesem allerwichtigsten meines Lebens. Und das war wohl richtig so. Der Pfarrer blieb noch eine Woche bei uns und hielt mich wacker fest auf dem nun be- schrittenen Wege; dann schied er freundschaftlich von mir. Später kam er des öfteren wieder. Er hat mir da­mals einen wertvollen Dienst geleistet, für den ich ihm noch heute danken würde, wenn er nicht längst ge­storben wäre.

Etliche Jahre später, als ein lieber Missionar Bibel­stunden bei uns hielt, fragte ihn einer unserer Brüder in meiner Gegenwart, wie er über das Frauenreden in der Gemeinde denke; da sagte der gläubige Mann, den wir alle sehr schätzten: ,Ich bin dagegen, daß Frauen reden. Aber ich bin dafür, daß der Heilige Geist rede.“ Wie freute und ermutigte mich diese Ant­wort! Das war ja von Anbeginn mein Sehnen und Ver­langen gewesen, daß allein Gottes Geist mich leite und mir Herz und Lippen öffne, zu nehmen und zu geben, wie es Gott gefällt.“

Besonderen Segen und einen klaren Anstoß, in die­ser Richtung weiterzugehen, empfing Minna Popken im Jahre 1908 durch Pfarrer Stockmayer. Die erste Be­gegnung mit ihm hatte sich ihr besonders tief einge­prägt: „Als ich diesem Gottesmann in einer ersten Sprechstunde gegenübersaß, mußte ich ihm Bericht ge­ben über mein seitheriges Leben und über meine Be­kehrung. Dabei hörte er midi schweigend mit durch­dringenden Blicken an, dann sagte er ohne weiteres: ,Wir wollen beten“, und ich kniete neben ihm nieder. Nie vergesse ich dieses Gebet. Es war das erstemal, daß ein Mann Gottes mit mir betete. Zuerst pries er den Herrn für sein Wundertun an uns Menschenkin­dern und dankte ihm in bewegten Worten dafür, daß er mich gefunden und heimgebracht habe; dann fuhr er wörtlich fort: ,Und nun, Herr, binde deiner Magd die Hände, daß sie dir nicht dreinfährt, und wirf sie ins Gefängnis, damit sie dir nicht davonläuft!“ Damals erstaunte und erschreckte mich dieses Gebet. Später aber erkannte ich, wie tief mich Stockmayer durch­schaut hatte.

Von da an kam ich häufig nach Hauptwil, fast all­jährlich bis zum Tode des seltenen Mannes, dem ich so viel verdanke, und dessen Wortverkündigung gro­ßen Einfluß auf mich gewonnen hat. Sie war dem so ähnlich, was ich selber in Gottes Schule erlebte: ,Gott Geheiligte, Abgesonderte für ihn handeln nicht nach eigenem Programm und setzen ihre Kräfte nicht ein nach eigenem Ermessen; sie bekommen Tag für Tag ihr Programm vom König. Durch Stehen vor ihm ler­nen sie immer tiefer eindringen in seine Erkenntnis, sowohl durch Stunden stillen Verkehrs mit ihm wie durch angestrengtes Arbeiten in seinem Auftrag.“ — ,Das Licht ist uns dazu gegeben, daß es uns töte und zu neuem Leben erwecke, daß es uns löse von Men­schenfurcht und von Furcht vor den Verhältnissen. Mit jedem Schimmer Licht binden uns neue Liebesseile an das Herz Gottes und an seinen Altar.“ Solche und ähn­liche Gedanken waren mir wie Heimatluft, wie etwas nahe Verwandtes; und mit großer Freude habe ich zu den Füßen dieses Mannes gesessen und seinen Worten gelauscht, die aus einer Tiefe und Reife kamen, wie ich sie sonst selten gefunden habe. Auch einigen seiner Mitarbeiter in Hauptwil verdanke ich viel. In einem Bibelkurs dort wurde mir die Knechtsgestalt Jesu so tief offenbart, daß ich sie in ihrer Niedrigkeit und der

darin verborgenen Herrlichkeit nie mehr vergessen konnte.

Als ich dann erkannte, daß die Verkündigung des Wortes Gottes mein Hauptberuf sein werde, fühlte ich die Lücken meiner Erkenntnis so deutlich, daß ich dachte, noch eine Bibelschule besuchen zu müssen. Stockmayer aber hielt mich energisch davon zurück: ,Sie dürfen sich nicht mehr auf eine Schulbank setzen; lassen Sie sich weiter lehren vom Heiligen Geist!“ Wie gut war es, daß ich ihm gehorchte!

Gottes lebendiges Wort nahm zu unter uns: Eines Tages sagte mir Oswald Eymann, nachdem er etwa drei oder vier Jahre neben mir gearbeitet hatte, Gott rede auch zu ihm in seinem Wort. Da riet ich ihm, es mir jedesmal zu sagen, wenn er wieder Licht empfan­gen habe über eine Stelle der Heiligen Schrift, und dann veranlaßte ich ihn, in den Morgenandachten frei darüber zu reden. Anfangs war er sehr zaghaft und schüchtern; ich mußte hinter ihm sitzen und vorher wie nachher beten. Bald wurde er freier, und Gottes Geist begann durch ihn zu strömen. Es war oft sehr köstlich, was dieser schlichte, treue junge Mann zu sagen hatte. Er ging dann ebenfalls regelmäßig nach Hauptwil und wurde mit der Zeit ein guter Verkün­diger des Wortes Gottes. Ich erinnere mich noch deut­lich, wie Oswald einmal im Beisein jenes Pfarrers, der mir damals zum freien Reden verholfen hatte, eine Andacht hielt, und zwar so geistvoll und lebendig, daß der Pfarrer mich nachher überrascht fragte: ,Wie kom­men Sie denn zu diesem vortrefflichen Mitarbeiter?“ Ich aber hoffte und ersehnte, daß noch manche bei uns diese köstliche Gabe empfangen möchten. Und mein Hoffen war nicht vergebens. Echtes, tiefes Geistesleben ist aus den kleinen, armen Anfängen hervorgewachsen und hat vielen dazu gedient, das eine Notwendige zu erlangen, das alles andre ersetzt.“

Bei all diesem inneren Erleben war es im Rothaus auch äußerlich vorangegangen: immer mehr Kranke und Gäste fanden den Weg zu Minna Popken, auch reiche Leute kamen, so daß sich die Verhältnisse schnell besserten und man allerlei Vergrößerungen vorneh­men konnte.

In dieser Zeit geschah ein Doppeltes: einmal wurde Minna Popken durch den Präsidenten der Sanitätsbe­hörde geradezu offensichtlich in ihren Beruf, als Ärz­tin öffentlich tätig zu sein, hineingetrieben, und zum andern erbat und fand sie die nötigen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die ihr Gott ins Haus schickte.

Über beides zu lesen, ist mehr als beweglich: „Eines Tages — es war gegen Ende des fünften Sommers — kam der Besitzer des Rothauses ziemlich aufgeregt zu mir mit dem Bericht, ich sei .wegen unbefugter ärzt­licher Praxis' schon vor einiger Zeit bei der Zuger Sanitätsbehörde verklagt worden, und man würde mir von dort aus wohl einmal ,das Handwerk legen'. Doch der Präsident habe mich bis jetzt verteidigt; ich solle diesem Herrn, der in Unterägeri wohne, doch einmal einen Besuch machen, um mich über diese Sache genau zu informieren. Mich regte diese Nachricht nicht sonder­lich auf; sie kam mir eher erwünscht, weil sie doch Klarheit in meine Verhältnisse zu bringen schien. Ich ging sogleich damit ins Kämmerlein auf die Knie, den Herrn bittend, mir doch nun klare Leitung zu geben für meinen künftigen Beruf und dazu auch Menschen zu gebrauchen, gleichviel, ob sie mir wohl oder übel gesinnt seien. Von neuem gab ich mich hin, in voller Bereitschaft zu gehen, wohin er mich sende, sei es auch weg von dieser Arbeit, die mir trotz aller Schwierigkeiten doch schon ans Herz gewachsen war. Würde man sie mir verbieten, so wollte ich das als Zeichen annehmen, daß ich fortziehen müsse.

In voller Ruhe machte ich mich einige Tage später auf den Weg zu dem im Aegerital gut bekannten Prä­sidenten der Sanitätsbehörde. Der würdige alte Herr empfing mich freundlich mit den Worten: ,Na, endlich finden Sie den Weg zu mir! Ja, ja, man hat Sie schon lange verklagt, und von Rechts wegen hätten Sie schon längst nicht mehr so arbeiten dürfen; aber sehen Sie, ich stehe hinter Ihnen!“ Als ich darauf ganz erstaunt sagte: ,Aber Herr Sanitätsrat, Sie kennen mich ja gar nicht!“ — tatsächlich sahen wir uns gegenseitig zum erstenmal —, da sagte er lächelnd: ,0, wir beobachten Sie schon lange, Sie sind gut beleumundet im ganzen Aegerital, und überdies habe ich ja auch Ihre Studien­ausweise und Zeugnisse geprüft. Sie schaden nieman­dem; arbeiten Sie ruhig weiter, praktizieren Sie im Maße ihres Könnens! Ich stehe schützend und verant­wortend hinter Ihnen.“ Das hätte ich nicht erwartet; es kam mir so merkwürdig und nicht recht begreiflich vor, und kurz entschlossen fragte ich den alten Herrn: .Bitte — ach, verzeihen Sie diese Frage — wollen Sie mir nicht sagen, warum Sie mir gegenüber so handeln?“ Da sah er mir fest in die Augen und sagte ernst: ,Auf eine offene Frage gehört eine offene Antwort, und die sollen Sie haben: Ich interessiere mich sehr für das Aegerital, und es liegt mir am Herzen, daß diese schöne Landschaft bekannt und besucht werde; Sie aber bringen Leute hierher, und es werden durch Sie noch viele kommen. Sehen Sie, deshalb stehe ich hinter Ihnen und lasse Sie nicht fallen. Nun arbeiten Sie weiter hier im Tal, und wenn Sie eines Rates oder einer Stütze bedürfen, dann kommen Sie nur zu mir!“

Nun befand ich mich auf realem, festem Boden, und während ich still heimwärts wanderte, da wußte ich: Das ist vom Herrn geschehen! Du hast hierzubleiben, und er wird dir deinen Beruf in klaren Linien vor­zeichnen. Nun hatte ich Gottes Antwort auf all mein Harren und Fragen, und eine tiefe, dankbare Freude erfüllte mich.“

Aber das alles konnte Minna Popken unmöglich al­lein tun und ausführen. Darum wurde es ihre Bitte, Gott möge ihr die Menschen zuführen, die ihr wirk­lich eine Hilfe sein konnten; auch das geschah in wun­derbarer Weise.

So erzählt Minna Popken weiter: „Etwa zwei Jahre hatte ich im Rothaus mit dem Einsatz aller meiner Kräfte gearbeitet, als mir die Last zu groß und die innere Einsamkeit fast unerträglich wurde. Eines Mor­gens lag ich deshalb im Gebet vor Gott, ihn mit heißen Tränen anflehend, mir eine Gehilfin meiner Mühsal zu senden. Indes ich so betete, läutete der Briefträger; ich erhob mich schnell, trocknete die Tränen, die ich vor Dora verbergen wollte, — und empfing einen Brief aus Schlesien von einer mir unbekannten Dame, die bei mir anfragte, ob ich ihre jüngste Tochter, die Jo­hanniterschwester sei, als Mitarbeiterin bei mir auf­nehmen wolle. ,Ehe sie rufenk will ich antworten“, hat der Herr gesagt. Aber wie ging dies hier zu, und was bedeutete es? Ganz einfach und natürlich begab es sich und doch so göttlich, daß ich staunend davor stand, als es mir nach und nach bekannt wurde.

Ein Brief von mir war auf Umwegen in die Hände einer Münchener Malerin gekommen. Es war dies die als Studentenmutter bekannte, mir später so liebge­wordene .Tante Lis“ von Scheve. Sie hatte sich für die Gedanken, die ich in jenem Brief aussprach, begeistert und ihn deshalb weitergeschickt an ihre Verwandten in Schlesien, und damit kam er in die Hände der Dame, die eine Arbeit wie die in meinem Hause für ihre Toch­ter suchte. Auf diese Weise kam Vally von Scheve zu mir. Sie wurde meine erste Krankenpflegerin, hat treu und tapfer die Mühsal der ersten Zeit mit mir getra­gen, und heute noch, nach mehr als dreißig Jahren, verbindet mich eine innige Freundschaft mit ihr. Ein halbes Jahr später kam, zunächst als Patientin, ihre älteste Schwester zu mir, die nachher jahrelang meine Hauptmitarbeiterin war. Käthe von Scheve nahm mir mit der Zeit die Führung der Haushaltung ab und ar­beitete mit mir in der Verkündigung des Wortes Got­tes und in der Seelsorge.

Auf ähnliche Weise kam es zu noch einer Verbin­dung. An Heinrich Schwalb, den schon erwähnten Sohn meines alten Freundes, hatte ich einmal ausführlich geschrieben, was aus mir geworden war. Ich schilderte in dem Brief unser Leben im Rothaus, mein Hoffen und Warten auf weitere Leitung von oben und mein

Sehnen, ganz nur für Gott und sein Reich mich ein­zusetzen. Der junge Idealist konnte den Brief nicht für sich behalten, sondern gab ihn in Davos, wo er ja wohnte, ohne mein Wissen weiter. Da kam er in die Hände der Familie Krische; der Vater, von Beruf Bäk- kermeister, war wegen Erkrankung seiner Frau mit der Familie nach Davos gezogen, wo er ein Nahrungs­mittelgeschäft betrieb. Durch den Dienst eines Gottes­mannes war er hier zum Glauben gekommen und sehnte sich nach irgendwelcher Betätigung im Dienst der Inneren Mission. Da seine Frau inzwischen gestor­ben war, hielt ihn nichts mehr in Davos, und er kam auf jenen Brief ins Rothaus mit seiner Tochter Erna, die er mir zunächst als Patientin anvertraute. Vater Krische und seine Tochter wurden Mitbegründer des Werkes, das nun entstehen sollte, und haben fast zwei Jahrzehnte lang mit mir an ihm gedient. Erna Krische wurde mir bald schon wie eine Tochter aufs Herz ge­legt. Sie war eine klare, starke Persönlichkeit, eine lautere Seele, die nach ernsten Kämpfen den Weg ab­soluten Glaubens fand. Um sie zu vollenden, mußte Gott sie durch tiefe Leiden führen. Erna hatte schwere Gicht, die trotz allen Kampfes dagegen nach und nach eine fast vollständige Lähmung bewirkte. Aber auf ihrem peinvollen, beinahe dreißig Jahre dauernden Krankenlager ist sie vielen zum Segen geworden durch die tapfere Gottgelassenheit, mit der sie ihre Leiden trug, und vor allem durch ihre treue Fürbitte, in der sie auch mir oft wertvollen Dienst geleistet hat.“

Als die ganze Arbeit so wuchs, wurde Minna Popken ein Gedanke ins Herz gelegt, der sie schon länger be­wegt hatte und nun zur Tat werden sollte: ein Haus für tätige Diakonie zu gründen. Ihr Plan wurde und war: ein Werk zu schaffen, Menschen zu rufen und zu sammeln, die bereit sein müßten, den gestellten Auf­gaben an Kranken, Schwachen, Verirrten und Suchen­den jeglicher Art nachzukommen. „Alle Hauptposten des äußeren Betriebes sollten in Händen von Diakonis­sen und Diakonen liegen, die sich eine Jungschar heran­bilden würden für das Leben in Gott und für einen Dienst im Gehorsam des Glaubens. Ein weiterer Freun­deskreis aber, der nach und nach zu gewinnen wäre, sollte die Arbeit ideell und finanziell unterstützen.

Als ein hohes christliches Ideal stand meine Dienst­berufung vor meinem inneren Auge. Damals wußte ich nicht, wieviel menschlicher Idealismus sich dabei noch einmischte, und wie manche meiner hohen Pläne mir der heilige Gott noch zerschlagen würde. Aber wie etwas Schöpferisches, das zur Gestaltung drängte, la­gen diese Gedanken und Pläne in mir. Und voll Glau­benszuversicht ging ich daran, sie zu verwirklichen, wohl wissend, daß ich geraume Zeit dafür gebrauchen würde.

Ich verfaßte nun eine kleine Schrift, in der ich alles niederlegte, was ich im Herzen trug. Etwas ungestüm und ungeschickt suchte ich darin meine Ideen gleich auch zu organisieren. Diese Schrift verteilte ich unter denen, die gerade im Hause weilten. Sie fand sehr warme Aufnahme.

Etliche Schweizer Freunde verpflichteten sich sofort zu Geldbeiträgen. Da ein solches Werk, wie es uns vor Augen stand, in der Schweiz noch nicht existierte, lag ihnen daran, daß es zu dieser Gründung käme. Und schon am Abend des Tages, an dem mein innerer Auf­trag bekannt wurde, waren fünfundsechzigtausend Franken dafür gezeichnet. Nach einigen Wochen schon lagen einhunderttausend Franken auf einer Züricher Bank für das zu gründende Kurhaus bereit. Auch Zah­len reden ihre deutliche Sprache, oft eindringlicher noch als Worte.

Nun hieß es ans Werk gehen. Da gab es viel zu planen und vorweg zu organisieren. Wir brauchten nicht zu eilen; denn für mehr als zwei Jahre war das Rothaus noch gemietet. So konnten wir ruhig und be­sonnen Vorgehen. Ich machte eine größere Reise durch Deutschland, um mir einige Kenntnis moderner Kur­häuser mit naturgemäßer Lebensweise zu verschaffen, und besuchte die Anstalt Jungborn von Dr. Just am Harz,

die große adventistische Anstalt Friedenshort bei Mag­deburg und Dr. Lahmanns Sanatorium Weißer Hirsch bei Dresden. Mit mancherlei Eindrücken beladen kam ich zurück, und das war nun wirklich ein Heimkom­men, denn fortan sollte die Schweiz mir ja zur blei­benden Heimat werden.“

Und diese Sprache verstand Minna Popken als Sprache

Gottes und handelte weiter im Gehorsam. Auf

diese Weise kam es zur Gründung der später so be­kannt gewordenen Kuranstalt Ländli.

Wunderbare Glaubensbestätigungen bei der Gründung und beim Bau des „Ländli"

Drei besonders auffallende Gebetserhö­rungen und Glaubenserfahrungen durfte Minna Popken gerade bei der Gründung und dem Bau des neuen Werkes machen. Sowohl der Ankauf des Landes wie die Geldbeschaffung für den Neubau wa­ren klare Führungen Gottes, aber auch die neue Be­stätigung als Ärztin durch die Sanitätsbehörde (nach dem Tode des alten Präsidenten).

Minna Popken hatte mit ihren Freunden im Aegerital einen schönen Platz ausfindig gemacht, der für ihren Plan besonders geeignet war. Aber sie erfuhr, er wäre nicht käuflich. Da kam sie auf einer Fahrt durch die

Gegend mit dem Besitzer zusammen und er bot

ihr das Grundstück zum Kauf an. Das ging so zu: „Ich hatte“, so erzählt sie, „mit diesem Manne während mei­ner ersten Zeit im Rothaus ärztlich zu tun gehabt. Da­mals war er als erster Patient aus dem Aegerital mit einer hochgeschwollenen Hand zu mir gekommen. Er hatte eine Maus fangen wollen, war dabei ausgeglitten und hatte sich eine arge Verstauchung zugezogen. Da der Bauer die andere Hand bei einem Unfall verloren hatte und schon jahrelang eine Prothese trug, war er durch diese neue Verletzung recht hilflos und daher dankbar, eine sachgemäße Behandlung zu finden. Als er um die Rechnung fragte, erbat ich statt dessen eine Fuhre schö­ner Steine zur Einfassung meiner Gartenbeete. Während der Behandlung, die allerlei Gespräche mit sich brachte, gewann ich von ihm den Eindruck eines gutgesinnten, soliden Mannes, und er lernte auch mich und meine innere Stellung ein wenig kennen. Seither bestanden freundliche Beziehungen zwischen uns. Wir sahen uns dann und wann im Postwagen oder im Dorf.

So traf ich ihn auch jetzt wieder auf einer Fahrt von Zug herauf und brachte meine Frage an. Er war sichtlich überrascht, daß wir Land zu kaufen suchten, und lud mich ein, doch in diesen Tagen einmal zu ihm zu kommen. Es schien mir, als wolle er sich im Post­wagen nicht weiter auslassen. Ich ging also zu ihm, und dort im Ländli erfuhr ich folgendes: Der noch rüstige Mann, der seit einigen Jahren Witwer war, wollte sich wieder verheiraten mit einer Witwe, die ebenfalls ein Bauerngut besaß, das sie nicht aufgeben wollte. Da seine Söhne nach Amerika ausgewandert waren, sei er genötigt, das seine zu verkaufen. Es sei ein Käufer da: ein Arzt aus Schwyz; der wolle ein Kindersanatorium dort bauen. Der Kaufvertrag läge schon seit Wochen fertig, aber er könne sich nicht entschließen, ihn zu unterschreiben. Dann sagte er in seinem treuherzigen Aegeri-Dütsch: .Lueged Si, mini Famili läbt sid meh als hundert Johre do uf dem Guet, und jetzt sölls i fröndiHänd chu? Das wird mir schwär. Dä Tokter ischt schu rächt, er zahlt au, was mueß si; aber ich känne ihn nüd. Ja, wann Sie’s chaufe täted — das wär öppis anders: Sie känne-n-ich.‘ (,Sehen Sie, meine Familie lebt seit mehr als hundert Jahren hier auf dem Gut, und jetzt soll es in fremde Hände kom­men? Das wird mir schwer. Dieser Doktor ist ja recht, er zahlt auch, was notwendig ist; aber ich kenne ihn gar nicht. Ja, wenn Sie es kaufen würden, das wäre etwas anderes; denn Sie kenne ich.1) Da wurde es mir seltsam zumute, wie Schicksalswehen berührte es mich.

Hierauf durchwanderte der Bauer mit mir das ganze ,Ländli‘-Grundstück. Ich fand es sehr schön, mit präch­tiger Aussicht auf See und Berge. Vier Bächlein riesel­ten hindurch zum Aegerisee, und ein passender Hügel für ein Hauptgebäude lag in der Mitte. Die sanft an­steigende Halde, jedem Sonnenstrahl ausgesetzt, würde sich vortrefflich eignen für meine Kuren. Und welch ideal schönes Luft- und Sonnenbad ließe sich anlegen auf einem romantischen Plateau an der obersten Grenze, die achthundert Meter überm Meer liegt! Mir klopfte das Herz vor Freude. Sollte Gottes Weg uns hierher führen? Sah es nicht so aus? Hatte der Ländliwirt darum so lange gezögert, dem fremden Manne seinen Kaufvertrag zu unterschreiben, weil wir uns auf die­sem schönen, geschützten, fruchtbaren Stück Erde an­bauen sollten? — O Gott, wie wunderbar sind deine Wege!

Aber nein, vielleicht war es doch nur ein Herzens­wunsch von mir — solch großes Gut konnten wir ja weder bezahlen noch bewirtschaften! Ich sagte es dem Bauern; da erklärte er sich bereit, mir auch nur einen Teil des Gutes zu verkaufen und für das übrige Vor­kaufsrecht zu geben. Ich solle aussuchen, was mir am besten passe. Da bezeichnete ich ihm kühn das schönste Stück, zwischen zweien der Bäche gelegen, in dessen Mitte der Hügel sich erhob, der mir für das Haupt­gebäude so gut zu passen schien, und dessen obere Grenze das herrliche Plateau fürs Luftbad bildete. Der Besitzer ging sofort auf meinen Wunsch ein.

Den Preis, den er verlangte, fanden die Geschwister für den großen Platz nicht zu hoch. Oswald trium­phierte, und Erna bot mir sofort die ganze Kaufsumme an, die genau ihrem Vermögensanteil vom Vater her entsprach. War das alles nicht göttliche Antwort ge­nug? Oder handelten wir nicht doch nach den Wün­schen unserer Herzen? Ich zögerte noch einige Tage, Gott inständig bittend, unsere Pläne zu durchkreuzen, wenn es nicht nach seinem Willen sei, uns dorthin zu führen. Aber der Weg blieb frei. Da unterschrieb ich den Kaufvertrag. Es war im März 1908, nachdem ich vier Jahre lang im Rothaus gearbeitet hatte. So kamen wir zu dem ,Ländli‘, dem schönsten Stück Land am Aegerisee.

Nach einigen Jahren schon war das ganze Anwesen in unseren Händen. Nach und nach wurde sogar noch Nachbargut hinzugekauft, und heute (dreißig Jahre später) ist der Grundbesitz der ,Kuranstalt Ländli\* — diesen Namen ließen wir für das Werk bestehen — mindestens doppelt so groß wie das damalige ganze Ländligut. Kleine Ursachen, große Wirkungen! War es nicht eine kleine Maus gewesen, die sich nicht fangen ließ? War das Unheil, das sie angerichtet hatte, nicht Ursache der Sympathie des Ländliwirtes geworden, die letzten Endes zu diesem Kauf führte? Ja, wahrlich: ,Es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig zu helfen\*.“

Aber der Platz allein genügte ja nicht, jetzt mußte das Geld beschafft werden, damit man das Haus bauen könne. Manches Geld kam schon durch Freunde und Bekannte ein, und man konnte darum mit dem Bauen

beginnen. Aber mitten in das fröhliche Arbeiten

hinein kam eine große Sorge. Minna Popken erfuhr, daß keine Bank mehr Geld geben wolle. „Die Herren von der Bank begründeten ihre Weigerung damit, daß das Unternehmen in den Händen einer .etwas phanta­stischen Frau\* liege, und man könne noch nicht abse- hen, was daraus werden würde. Was war nun zu ma­chen? Das Baugeld reichte nur noch bis zum Herbst jenes Jahres.“

„Da aber“ — so erzählt Minna Popken weiter — „wurde es mir im Gebet gezeigt, daß ich mich ganz persönlich an den Direktor der Zuger Kantonalbank wenden und ihn um einen Besuch bitten solle. Ich tat es mit Einwilligung der Freunde sofort und erhielt von ihm eine höfliche Zusage.

Der Tag des Besuches kam heran. Ich sollte allein mit diesem Herrn reden, aber es wurde mir sehr bange zumute; denn es war das erstemal in meinem Leben, daß ich mich mit einer Bankangelegenheit befassen und mit einem Bankdirektor verhandeln sollte. Ich lag vor Gott und fragte ihn, wie das zu geschehen habe, und was ich sagen müsse. Da hieß es ganz deutlich in

mir: die Wahrheit. Als ich dann dem würdigen alten Herrn gegenübersaß, der gemessen und reserviert, aber nicht unfreundlich mir zuhörte, war sofort alle meine Ängstlichkeit vorüber. Vollkommen offen schilderte ich ihm die Arbeit, die ich bisher getan, und das Werk, das ich mit dieser Anstalt zu gründen hatte, als eine Sache des Glaubens und des Gebets. Ich wußte damals noch nicht, daß ich es mit einem frommen Katholiken zu tun hatte, der mich besser verstand, als ich es ahnte. Später erfuhr ich, daß die Herren von der Bank mit den Herren von der Sanitätsbehörde befreundet seien, und wahrscheinlich hatte der Präsident der letzteren den Bankdirektor für mich interessiert. Das alles war mir bei dieser Unterredung aber noch verborgen. Nach­dem ich das Notwendige berichtet hatte, legte ich dem Direktor meine Bücher vor, die sehr einfach, aber exakt geführt waren, und die eine kleine Bilanz der drei letzten Betriebsjahre enthielten. Dann zeigte ich ihm unsere Betriebsräume in ihrer Enge und lud ihn darauf ein, mit mir auf den Bauplatz zu kommen.

Es war ein strahlend schöner, goldig-blauer Oktober­tag, und während wir am Ufer des Sees entlanggingen, merkte ich, daß mein Begleiter ein großer Naturfreund und stolz auf seine Heimat, das Zugerland, war. Als das neue Haus auf dem Hügel in Sicht kam, da wurde der alte Herr sehr lebhaft: ,Ah, das ist ja Zuger Stil, in dem Sie da bauen! Ein echtes Aegeribauernhaus in prächtigem Format! Das ist Heimatschutz! Wie mich das freut!' Und während wir hinanstiegen, ließ er wei­ter seine Ansichten darüber aus, wie es ihn immer schmerze, wenn solch eine schöne Gegend durch Bau­ten in falschem Stil verunziert werde. Dann stieg er mit mir durch alle Räume des Rohbaues, den ich ihm erklären mußte. Ganz unvermittelt fragte er mich: ,Wie kommen Sie denn zu Ihren Mitarbeitern?' — ,Auch das ist Sache des Gebets und des Glaubens, Herr Direktor.' — ,Ja, soweit es möglich ist, werden wir alle ohne Unterschied berücksichtigen, die zu uns kommen wol­len.' Dann sind wir langsam zurückgewandert. Mitten auf dem Weg aber blieb er plötzlich stehen und fragte mich: .Wieviel Geld brauchen Sie noch, bis alles fertig ist dort oben?\* Ich sagte: .Einhundertundfünfzigtausend Franken.“ — .Das wird etwas knapp sein für das For­mat, in dem Sie bauen. Ich biete Ihnen von meiner Bank zweihunderttausend an, als erste Hypothek zu dem üblichen Zinsfuß.“ Ich sagte: ,Das ist mir recht; wollen Sie dann bitte die Formalitäten besorgen?“ Das war kurz, kühl und sachlich abgemacht; aber mir klopfte das Herz dabei, und ich mußte an das Schrift­wort denken: ,Gold und Silber sind mein, spricht der Herr.“ Bezog sich das nicht auf die Gelder der Bank? Ja, freilich, die ganze Erde ist des Herrn, und es kommt nur darauf an, alles und jedes von ihm zu erbitten und aus seiner Hand dankbar anzunehmen. Aber der Herr gibt nicht, wie die Welt gibt. Er will gebeten sein auch um solches Gold und Silber, das auf Banken liegt. Ihm allein gebührt die Ehre für dieses so auffallende Erlebnis. Einundeinhalb Jahre später, als der Bau voll­endet und der Betrieb im Gange war, kam der Direk­tor mit dem Bankrat, um alles zu besichtigen. Bei die­ser Gelegenheit bot er mir unter vier Augen noch einen Blankokredit an, .damit Sie unbesorgt arbeiten können“.“

Nach diesen zwei besonders schönen Erfahrungen überrascht uns die dritte kaum noch. Der Leiter der Sanitätsbehörde, der Minna Popken so besonders gut gesonnen war, ging plötzlich in die Ewigkeit. Was sollte nun werden? Minna Popken war doch etwas in innerer Not, wie es weitergehen würde. „Ich wußte, daß einige Herren dieser Behörde mir nicht wohlge­sinnt waren. Würde ich hier weiter praktizieren dür­fen? Das war eine ernste Frage für das junge Werk. Was war da zu tun? Ich tat zunächst gar nichts an­deres, als im Glauben und Vertrauen auch diese Not vor dem Herrn auszubreiten. Dann meldete ich mich schriftlich bei dem Nachfolger des Verstorbenen, der in Baar wohnte, und bat ihn um eine Unterredung. Sie wurde mir gewährt, und ich machte mich betend

auch auf diesen Weg. Der Doktor war unvorhergesehen zu einer Geburt gerufen, die ihn festhielt, so daß ich wieder abfahren mußte, ohne ihn gesprochen zu haben. Aber auch dieser Umstand diente mir zum Besten. Seine Frau empfing mich, und ich konnte etwa eine Stunde lang mit ihr reden. Ich fand in ihr eine feine, für das Frauenstudium sehr interessierte Frau, deren Wohlwollen ich, wie ich bald bemerkte, gewinnen durfte. Ich schilderte ihr meine Lage und bat sie, bei ihrem Mann ein gutes Wort für mich einzulegen.

Längere Zeit erfuhr ich nichts weiter. Eines Tages wurde mir dann der Besuch der Zuger Sanitätsbehörde gemeldet. Vier mir unbekannte ältere Ärzte standen vor mir, unter ihnen der Kantonsarzt, der Gerichtsarzt und der Präsident. Sehr förmlich und kühl begegneten mir die Herren, ließen sich den Betrieb schildern und nahmen Einsicht in mein ärztliches Journal. Der Kan­tonsarzt meinte kritisch: ,So, derartig schwierige Fälle behandeln Sie hier auch?1 Als ich den Herren die An­stalt zeigte, ergab sich ein unbeachteter Moment, in dem mir der Sanitätspräsident auf die Schulter klopfte und leise und schnell sagte: ,Meine Frau läßt Sie grü­ßen; seien Sie unbesorgt, ich stehe für Sie ein!' Was wollte ich mehr? Ich dankte im stillen dem treuen Gott, aus dessen Hand ich auch diese neue Hilfe annahm.

Einige Male haben die Herren mich noch offiziell be­sucht. Nach und nach wurden sie mir freundlich ge­sinnt, schickten mir auch Patientinnen, die gute Kuren machten, und schließlich kamen sie zur Kontrolle nicht mehr. Ich hatte mich mit dem Dorfarzt, Dr. Waeber, in Verbindung gesetzt, der einmal in der Woche zu Konsultationen heraufkam, und mit dem ich schwierige Fälle besprach. Wir haben etwa zwölf Jahre lang sehr gut und kollegial miteinander gearbeitet. Ich lernte ihn als einen gewissenhaften Arzt schätzen. Als ich nach zweiundzwanzigjähriger Tätigkeit im Aegerital meine Praxis niederlegte, wurde er leitender Arzt in der Kuranstalt Ländli.

Mit tiefer Dankbarkeit denke ich an dies alles zu-

rück sowie an die gütigen Männer und Frauen, die mir zur Seite gestanden haben, und danke dem Herrn, ,der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche1.“

So kam es dann am 8. Januar 1911 zu einer ernst­fröhlichen Einweihungsfeier, und freudig bewegt stand Minna Popken vor der Vollendung dieses von Gott erbetenen Baues.

Sie schreibt darüber: „Die Wogen des Dankes und der Freude gingen hoch, und ein .Ländlilied ohne Worte1 tönte in manchen Herzen, auch in dem meinen — besonders als der Frühling kam und die Gartenan­lagen gemacht wurden, die meine besondere Liebha­berei waren. Diese Freude! Jeder Blumenschmuck, sorgfältig ausgewählt, einheitlich gruppiert, redete seine liebliche Sprache. Alles war erbetet, zuvor innerlich ge­schaut ■— so entstand eine Pflanzung nach der andern in dem schönen Garten, im Luftbad, im ganzen präch­tigen Gelände. Eine Schaffenslust ohnegleichen er­füllte mich und verlieh mir fast übernatürliche Kräfte. Das ganze erste Jahr im ,Ländli‘ stand unter diesem Hochschwung des Gelingens: Ein großes Freuen lag über dem jungen Werk, das von den in immer grö­ßerer Zahl kommenden Gästen geteilt und vermehrt wurde.“

Vierzehn Jahre treue Arbeit als Leib- und Seelsorgerin

Das ist in wenigen Worten der Inhalt der weiteren Jahre dieser gottgesegneten Christin: Minna Popken hat vierzehn Jahre als Hausmutter, Ärztin, Seelsor­gerin im „Ländli“ gearbeitet und ist ungezählten Men­schen nach außen und innen zum Segen geworden. Ihre Haupt aufgabe war die ärztliche Betreuung von meist über hundert und mehr Kranken, aber alles stand immer in Verbindung mit der regelmäßigen Ver­kündigung des Evangeliums, das ihr so groß und lieb geworden war. Es ist kennzeichnend und sicher rich­tig, wenn sie über diese ganzen Jahre die Worte schreibt: „Im Schweiße des Angesichts“, es war wirk­lich unendlich viel Mühe und Arbeit, es ging wahrlich durch viel Not und Anfechtungen hindurch; aber sie durfte Menschen helfen, nach Leib und Seele zu gesun­den. Ein einziger Tag sei durch sie selbst beschrieben, dann ahnen wir, was in diesen Jahren geleistet und geopfert, wieviel Freude aber in dem allen geschenkt und erlebt wurde:

„Mein Tagewerk im ,Ländli‘ war mühevoll und oft recht schwer. Es begann in den ersten Jahren früh um sechs Uhr und dauerte — wenn ich spät noch Kranke zu besuchen hatte, um sie zu beruhigen — bis in die Nacht hinein.“

„Es gab viele Konsultationen, Untersuchungen, Kur­verordnungen und Behandlungen neben seelsorgerli- chen Sprechstunden, Andachten und Bibelstunden. Auch ärztliche Berichte, berufliche und seelsorgerliche Briefe waren zu erledigen, und was sonst alles mit einer Anstaltspraxis verbunden ist.“

„Das Höchste und Beste im ,Ländli‘ war und blieb der Dienst am Evangelium, der unserer äußeren Arbeit beseligende Kraft verlieh. In der Frühe hielt ich eine gründliche Bibelbetrachtung mit der gesamten Mitar­beiterschaft. Um einhalb acht Uhr war eine kurze An­dacht für Schwache und Leidende, und nach dem Früh­stück fand eine Bibelstunde zur Vertiefung des inne­ren Lebens statt, die Käthe v. Scheve und später Maria Buß mit mir abwechselnd hielten. Da durften wir von ewigen Dingen etwas sagen, das nicht erdacht und erarbeitet, sondern uns von Gott geschenkt war. Dann wirkte das Leben selber unter uns, das einst vom Himmel kam, der Welt das ewige Licht zu bringen und Gottes Reich zu bauen auf dieser dunklen Erde. Das waren tief erquickende Stunden.

Nach der Bibelbetrachtung ging es in die Turn­stunde; denn ich wollte vermeiden, daß innerlich Emp­fangenes gefühlsmäßig oder gedanklich verarbeitet würde. Manche wären jetzt gern in die Stille gegan­gen; aber ich ließ es nicht zu und pflegte zu sagen: ,Was als lebendiger Same in unsere Herzen gefallen ist, das wächst unter Gottes Gnade ohne unser Dazu­tun. Das andere wollen wir nur ruhig wieder herunter­turnen, so bleiben Leib und Seele gesund.“ Die Turn­stunden waren obligatorisch, jahrelang leitete ich sie selber. Da war es nicht zu vermeiden, daß in der Turn­pause tiefinnerliche Fragen an mich gestellt und Ge­spräche mit Bezug auf die Bibelstunde geführt wurden; nachher aber hieß es: ,Nun wird weitergeturnt!“ Ich ließ den Kranken nicht viel Zeit, über sich selber nach­zudenken. Von Krankheiten und Beschwernissen un­tereinander zu reden, war unseren Gästen streng ver­boten. Alles dieses in die Praxis umzusetzen, brauchte viel körperliche und seelische Kraft von meiner Seite.“

„Ich arbeitete in den Jahren meiner Ländlizeit tat­sächlich ,im Schweiße des Angesichts“, aber dennoch frohen Herzens, mit stetem Aufblick auf den Herrn, aus dessen Hand ich alle Morgen von neuem die Ar­beit auf mich nahm. Und seine Gnade hat mich fest­gehalten.“

Selbstverständlich aber blieb es bei einer solchen reichen und schweren Arbeit nicht aus, daß die Kräfte Minna Popkens früher erlahmten, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Im Jahre 1925 (sie war erst 58 Jahre alt) gingen ihr zum ersten Male Gedanken durch den Sinn, die Arbeit doch in andere Hände zu übergeben, weil sie sie äußerlich und innerlich nicht mehr so leisten konnte, wie es gut gewesen wäre. Es kam dann zu vielfachen Verhandlungen, wer nach Gottes Willen die ganze Arbeit übernehmen sollte, und zuletzt wurde es Minna Popken völlig klar, dem Leiter des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes in Marburg, Pfarrer Krawielitzki, die ganze Arbeit zu übergeben. Im November 1925 fand die große und reiche Arbeit im Ländli für Minna Popken ihr Ende.

Stiller Lebensabend und Heimgang

Vom „Ländli“ ging es nach Schönenberg (Kanton Zü­rich). Es war aufs neue eine klare Führung Gottes, daß Minna Popken dieses Plätzchen für ihre letzten Lebensjahre fand. Hier wurde ihr das zuteil, was sie seit langem ersehnt hatte: Einsamkeit und Stille. Gewiß blieben auch gerade deswegen Anfechtungen nicht aus (der Feind war vielfach auf dem Plan, sie zu beunruhigen), trotzdem hat sie hier schöne und ge­segnete Jahre verbringen dürfen. Eine Zeitlang kamen auch mancherlei Rufe aus Deutschland, auf Bibelkur­sen und durch Bibelstunden mit dem Evangelium zu dienen; aber das war nur vorübergehend. Es hat ihr viel Not und Freude bereitet. Aber die meiste Zeit hat sie in Schönenberg zugebracht. Sie durfte diese ihre „Abendsonne“ (wie sie es nannte) weiter ausbauen und auch für Gäste einrichten. Dadurch gab es neuen Dienst an Menschen, der ihr die letzten Lebensjahre reich ausgefüllt hat. Sie vertiefte sich auch für sich selbst immer mehr in Gottes Wort, und viele neue Wahrheiten wurden ihr erschlossen (sie hat davon in ihrem Buch „Unter dem siegenden Licht“ vieles wei­tergegeben). Die größte Freude war es für sie, wenn sie das weitergeben konnte, was ihr groß ge­worden war.

Über ihr Älterwerden und Alter finden sich die schönen Sätze in diesem zweiten Band ihrer Lebens­beschreibung: „Immer klarer zeigte mir Gottes Wort, wie die ganze, scheinbar so verworrene Menschheit mit ihrer Qual und Schuld und Leidenschaft dennoch umfaßt und getragen wird von der Liebe Gottes, der sein Ziel mit den Menschen nie aus den Augen läßt. Das gibt mir Glauben und Hoffen und Lieben für je­den Menschen, wie gottfern er mir auch zu sein scheint. Solches Durchschauen und Verstehen stillte mein Herz über manches, das mir in jüngeren Jahren Zorn oder Abscheu erzeugt hatte. — Ja, schön ist’s, alt zu sein und mit immer stillerem Sinn und hellerem

Blick das Getriebe der Welt zu betrachten und die Ewigkeit hineinleuchten zu sehen in die Zeit! — Dar­unter verlieren auch die Beschwerden des Alters viel von ihrer Bitternis. Selbst Dinge, in die sich wohl kei­ner ohne Wehmut schicken kann, gewinnen nach und nach ihre tiefe Bedeutung, und manches Versagen fin­det Trost und Ersatz im Worte Gottes.

So ist es mir zum Beispiel bitter schwer geworden, als mein Herz schwach und meine Knie steif wurden, so daß ich nicht mehr kniend beten konnte. Es schien mir, als hätte ich die einzig richtige Stellung im Reden mit Gott dadurch verloren. — Und viel schwerer noch wurde mir eine langsam zunehmende Gebetsschwäche. — Ich leide immer mehr unter mangelhafter Konzen­tration, und mein Beten wird wortärmer und mühseli­ger. — Aber — Gott sei Dank! — es braucht der Worte nicht, um an den Thron der Gnade zu gelangen, wo unser Hohepriester unaufhörlich für uns amtiert. Ein Beten im Herzen, ein Seufzen im Geist, ein Aufblick im Glauben ist oft schon genug, um dort zu weilen, wo unaufhörlich das Wunder der Sündenvergebung und der Umwandlung geschieht.“

„So erging es auch mir, und ich darf bekennen: Es ist wirklich schön, alt zu sein! — Das sage ich nicht nur im Blick auf die äußeren Verhältnisse, die in mei­nem Fall ja denkbar günstig waren. Ich sage es auch nicht nur im Blick auf die körperlichen Beschwerden, die das Alter meist mit sich bringt, und die auch mir in nicht zu geringem Maße zugemessen sind. Sondern ich sage es mit tiefer Überzeugung vom Altsein an sich, das viel köstlicher ist, als wir es im Altwerden uns gewöhnlich vorstellen.“

In ihren letzten Lebensjahren machte Minna Popken noch eine besondere äußere und innere Not durch, weil plötzlich in einer Sonntagsnacht ihr Haus angezündet wurde und fast völlig abbrannte. Wohl wurden alle Bewohner gerettet, aber das Haus selbst wurde ein Raub der Flammen, vor ihren Augen ging beinahe alles im Feuer auf Selbstverständlich wurde ihr das alles zu mehr als einem Gleichnis. Sie nennt es ein „leuchtendes Finale“ und schreibt darüber: „Ein merk­würdiges, fast rätselhaftes Erleben hatte ich in jener Nacht, die ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Ich sah das alles mit hellwachen Sinnen: die lodernden Flammen, den Feuerschein hinter den Fenstern, den Rauch und die Wasserstrahlen, hörte das Rufen, Laufen, Arbeiten der Männer, sah viele Menschen herumstehen und wußte genau, um was es ging. — Aber kein Schrek- ken und Entsetzen, kein Kummer, keine Trauer, keine Verzweiflung regte sich in mir. Wie kam das nur? War es die Apathie des Übernommenwerdens? Nein! Bald schon merkte ich, daß ich das alles in den zwei ver­schiedenen Welten erlebte: in der sichtbaren und in der unsichtbaren Welt. — Was da in Sichtbarkeit vor sich ging, erschien mir wie ein leuchtendes Finale dessen, was vorher war, aber ferngerückt, gleichsam am andern Ufer meines Lebensstromes geschah das alles. — Die unsichtbare Welt dagegen war mir lebensnah gegenwärtig. Ich spürte die Nähe Gottes, und: ,Christus in uns, das herrliche Geheimnis' war mir wunderbar real. — Wohl reckten im Hintergrund sich finstere Mächte empor, aber Engelwacht schien uns zu umgeben, um keinen Schaden an uns heran­kommen zu lassen.“

Bis zum Wiederaufbau fanden alle eine vorüberge­hende Bleibe bei lieben Nachbarn, die sie aufnahmen. Dort ging es zu „wie in der Urgemeinde“. „Es war ein großes, starkes Erleben bei dem allem, das zwar die Körperkraft verbrauchte, die Seele aber in Frische und Spannkraft erhielt. — Trotz der Enge und dem Ge­dränge war unser Zusammenleben in der kleinen Schöpfliwohnung schön. Jedes von uns hatte Wertvolles eingebüßt; aber niemand klagte, und keiner sagte von seiner Habe. Wir hielten alles gemein und verteilten fröhlich untereinander, was gegeben wurde. Morgens wurde ein Gotteswort gelesen und gebetet, und jeder tat willig und freudig das Notwendige, obgleich es meist mühselige und schmutzige Arbeit war. Am Abend kamen alle in mein Zimmer. Dann lasen wir mitein­ander die teilnehmenden Briefe, die alle Tage einliefen, darauf noch ein Gotteswort, beteten und gingen dank­bar zur Ruhe.“

Gerade auch dies letzte starke Erleben brachte Minna Popken nur noch näher zu ihrem Herrn und bereitete sie für ihr Ende zu. So faßt sie alles zusammen: „Das Haus können sie uns anzünden, unsere Habe kann uns geraubt werden, aber was Gottes Gnade uns von ihm selber geschenkt hat, kann niemand uns rauben. Es bleibt unverlierbares Gut und wird durch alle Not hin­durch nur vertieft und vermehrt. — Sollten wir da den Raub unserer Güter nicht freudig erdulden? —“

„Ist nicht jeder Ausgang und Eingang und jeder Neuanfang auf Erden Gleichnis und Zubereitung für den Ausgang aus diesem Leben und für den Eingang und den Neuanfang in der weiten, lichten Ewigkeit? — Wie neu, wie ganz anders wird es dort für uns sein — und doch so liebevoll bereitet, so sinnvoll geordnet, wie kein Erdgeborener es auszudenken vermag! —

O Herr des Lebens, mach’s mit unserm Ende gut und schenk uns einen seligen Eingang in die ewigen Hütten!“ Dies Gebet ist dann auch in schöner Weise in Er­füllung gegangen:

Die letzten Wochen ihres Lebens hat Minna Popken im Krankenhaus Bethanien in Zürich verlebt, treu und sorgfältig von den Schwestern gepflegt. Bis zuletzt war sie bemüht, den Seelen ihrer Umgebung zu dienen. Doch mußte sie beim raschen Zerfall ihrer Kräfte bald sagen: „Ich kann nicht mehr. Aber sie sollen meine Bücher lesen. Ich habe alles ganz klar gesagt. Ich habe nichts zurückbehalten in meiner Seele.“

Eins war ihr auch in dieser letzten Zeit das Schönste: der Name Jesus, obwohl es äußerlich durch schwere Schmerzen hindurchging. So schreibt einer ihrer Freunde: „Wie gern hätte sie die vielen Briefe, die zu ihr kamen, noch beantwortet! Aber bald wurde es ihr unmöglich, sie auch nur zu lesen. Die Schwäche war so groß und die Schmerzen oft so furchtbar, daß von unserer Mutter scheinbar nichts mehr da war als die .seufzende Krea­tur“. Nach einem Anfall konnte sie wohl sagen: .O die Schmerzen, die ziehen so erdwärts!“ Einmal sagte sie zu einer Freundin — eindringlich, wie eine über alles wichtige Botschaft: ,Der Herr Jesus hat alle unsere Krankheit, alle unsere Schmerzen, alle unsere Sünden getragen. Denk doch, alle, alle meine Sünden trug er! Aber vergiß das nicht: nicht, damit wir nicht mehr leiden müßten, sondern damit wir Frieden haben! Und ich habe Frieden, tiefen Frieden.“ Einige Male be­tonte sie, daß sie diesen Frieden tatsächlich habe, auch wenn sie gar nichts davon fühle. Und seltsam! Dieser Friede leuchtete irgendwie auch durch die pein­volle Unruhe hindurch, die sie Tage und Nächte quälte. Die ganze Güte und warme Fürsorge, die ihr eigen wa­ren, strahlten von ihr aus; ihr Wesen war strömende Liebe. Es kam denn auch keine Todesatmosphäre auf, sondern wir bewegten uns an diesem Krankenlager in der Lebensluft der oberen Heimat. Gewiß hat dazu auch beigetragen, daß die Freunde nah und fern mit Liebe und Fürbitte die Kranke und uns, die wir bei ihr sein durften, umgaben.

Als ich sie am Sonntag, eine Woche vor ihrem Heim­gang, fragte: .Möchtest du nicht versuchen zu schla­fen?“, sagte sie bestimmt: .Wenn man tot ist, schläft man nicht!“ und war dann befriedigt, als ich sagte: ,Ja, dann schläft man nicht; denn beim Herrn ist keine Nacht mehr.“

Wie köstlich war ihr der Name Jesus besonders in diesen schweren Tagen! .Jesus! Er ist mein Friede, meine Freude, meine Kraft, meine Hoffnung, mein AJles, Alles!“ und wieder: ,Ich fühle nichts von seiner Nähe, gar nichts, seit Wochen, aber er ist da. O Jesus, Jesus!“ — Manchmal sagte sie ein Wort der Schrift vor sich hin, etwa: ,Was ist der Mensch, daß du sein ge­denkst, und des Menschen Kind, daß du sein achtest!“ Oder: .Wenn ihr alles getan habt, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren. Ja, ich habe wohl viel gearbeitet, aber

ach . . .!‘ Und einmal: ,Ich muß Gott um Vergebung bitten, daß ich oft zu viel getan habe.“ Als ich ihr nun sagte: .Liebe Mutter, nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn, weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentü­mer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zu­künftiges“, da sagte sie: ,Ja, nichts scheidet uns. Ich bin geborgen in ihm.“

Der Ernst der Zeit bewegte sie noch. Einige Male fragte sie: ,Ist Krieg?“ Ihr reger Geist arbeitet unter dem Zerfall des armen Körpers, und wir können aus abgerissenen Worten entnehmen, wie sehr es ihr ein Anliegen ist, daß .ihre Kinder“ den Weg der Nachfolge gehen und untereinander verbunden bleiben.

Von ihren Hauskindern, den treuen Gehilfinnen ihrer letzten Jahre, wollte sie sich aus liebevoller Rücksicht einige Wochen nicht besuchen lassen. ,Ich will sie nicht erschrecken durch mein schlechtes Aussehen; vielleicht sehe ich bald ein wenig besser aus. Dann sollen sie kommen.“ Jetzt, da sie weiß, daß es zum Ende geht, läßt sie sie rufen. Sie nimmt Abschied von ihnen, auch von einigen Freunden, denen sie noch etwas sagen will, betet mit ihnen und segnet sie.“

„Am Freitag und Samstag, dem 11. und 12. August, wurde das Herz der Kranken so schwach, daß Arzt und Schwestern sich wunderten, daß sie noch leben konnte. Und doch wußten wir, daß ihr Geist noch klar aufnahm, was um sie her geschah. Am Samstag kniete die Freundin, die bis zuletzt mit mir um sie war, an ihrem Bett und sang leise das von der Mutter so ge­liebte Lied:

.Mein schönste Zier und Kleinod bist auf Erden du, Herr Jesu Christ.

Dich will ich lassen walten und allezeit, in Lieb und Leid, im Herzen dich behalten.“

Während des Gesanges kam die geliebte sterbende Mutter mit innerlich lauschendem Angesicht und ge­schlossenen Augen ganz leise mit dem Kopf an die Singende heran und legte die Arme um sie.

Bis weit in die Nacht hinein lag sie unruhig und schwer atmend . . . Als aber am Sonntagmorgen, dem 13. Au­gust, der junge Tag über die Berge stieg und sein Licht sich im See in blitzenden Strahlen brach, da ist für unsere geliebte Mutter der schwere Werktag des Erdenlebens zu Ende gegangen, und der Sonntag brach für sie an, der kein Ende nimmt. Mit einem stil­len Aushauchen hat sie ihr Leben in Gottes Hände zurückgegeben und ist eingegangen zu dem, der ihres Lebens Grund und Ziel, Freude und Krone war, ins ewige Licht!“ Das war der 13. August 1939.

Bei der Beerdigung auf dem stillen Friedhof Flun- tern wurden zum Schluß die Verse von Clemens ge­sungen, die ganz zu dem Wesen, Wirken und Sterben Minna Popkens paßten und darum auch den Abschluß dieser Lebensskizze bilden sollen:

Umschließ mich ganz mit deinem Frieden, mein treu erkannter, holder Freund!

Mach mich von allem abgeschieden, was du nicht bist, was dich nicht meint!

Ich wünsche mir kein ander Leben, als das dein Sterben mir gegeben und du am Kreuz errungen hast.

Drum beuge meinen Eigenwillen, und was in mir sich nicht will stillen zu deines Kreuzes leichter Last!

In dieser Fassung laß mich bleiben, solang’ mein Blut in Adern schlägt!

Dies laß mich denken, lieben, treiben, solang’ mich deine Gnade trägt!

Bewahre du selbst Herz und Sinnen und laß mein sämtliches Beginnen ein Zeugnis deines Friedens sein!

Komm, all dein Wesen in mich lege, komm, für die Ewigkeiten präge mir deines Lebens Bildnis ein!

WERTVOLLE LEBENSBILDER

Jm ßceuj tjoffc unö pege fdj

HebenoErlnnecungEn oon 2löa d. fSrufenlijerna, gEbocene Sürftln fSarclay De TColly^EÖEymam 6. Auflage, 243 Seiten, Halbalkor DM 6.50

Eines der wertvollsten Frauenlebensbilder, das uns das Ringen um die Nachfolge Jesu im Glanz des alten Rußland, im Dienste der Gemeinde in Deutschland und Schweden und in viel persönlichem Leiden zeigt. Lic. Th. Brandt

Johann (Jljrtftoptj 25lumljacöt

"Don Srfebrtd) Jönßel +

15. Auflage (67.—69. Tausend), 330 Selten, Ganzleinen DM 9.50

Das Lebensbild eines Mannes, der wie kein anderer dazu be­rufen ist, uns in der innersten Not zu Hilfe zu kommen. Der Hauptgewinn, den der Leser von der Lektüre dieses Buches haben wird, ist der, daß er von der Realität der oberen Welt und ihrem Hereingreifen in diese unsere Welt einen über­wältigenden Eindruck bekommt. („Evang. Warte")

<JcFenntni[Te unö dcfoljcungen aus fünfjlgjäljrigem
iMenft am (Juangellum

Don D. Walter WlläjaElls

2., durchgesehene und erweiterte Auflage, 207 Selten, Halbleinen DM 5.80

Das Buch ist einerseits weniger als eine Selbstbiographie, an­dererseits sehr viel mehr, nämlich ein Beitrag zur Kirchen­geschichte etwa der letzten 80 Jahre. Das Thema dieses Lebens und dieses Buches ist das Verhältnis von Kirche und Ge­meinschaft, für deren positives Verhältnis zueinander Walter Michaelis, der langjährige Vorsitzende des Gnadauer Gemein­schaftsverbandes, sich einsetzte. („Buchberater")

'KTutteu

23ü6cr aus 5em Heben t)on £>ora Kapparö<K®obat
Don Ömmy DefeURappncö

9. Aufl. (66.—71. Tsd.), 308 Seiten, Halbalkor DM 7.—, Ganzleinen DM 7.50

Dieses vielgelesene Lebensbild, mit viel Liebe einst von der Hand der Tochter geschrieben, schildert den Lebensweg der Bischofstochter von Jerusalem, deren Hauptwirkungsstätte dann St. Chrischona bei Basel wurde. Der Leser begegnet einer edlen Frau voller Innerlichkeit, Herzensgüte und Müt­terlichkeit. („Für Arbeit und Besinnung“)

^runneruTerlag, (Biegen unö 23afd

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorra­gendem Maße zur Verwendung im Reli­gionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauen­abende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst, sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunder­wege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Mei­sters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literari­sche Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirk­licher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

